Seite

Des Lichtes Opfergang
Gedicht. Dorothea Letzsch 1

Ostergruß des Auferstandenen
Dr. Friedrich Rittelmeyer 1

Oster-Hymne
Gedicht. Elsbeth Palmer 4

Ernst Moritz Arndt's Geisteshaltung
Professor Dr. Richard Karutz 4

Der verstorbene Freund
Gedicht. Alfred Schütze 9

Gedanken über Tod und Leben
Aus nachgelassenen Aufzeichnungen von Michael Bauer † 9

Erinnerungskraft in Schicksalskrisen
Zu den Briefen des Paulus an die Thessalonicher
Karl Garms 10

Vor der Sixtina
Gedicht. Erika Bargum-Gunkel 15

Die letzten Dinge
August Pauli 15

Hermann Beckh †
Von Hermann Beckhs Lebensgang. Dr. Friedrich Rittelmeyer 19
Von Hermann Beckhs Geistesart. Lic. Emil Bock 21
Von Hermann Beckhs Persönlichkeit. Rudolf von Koschützki 21
Von Hermann Beckhs letzten Tagen. Dr. Erwin Schühle 22
Von Hermann Beckhs literarischem Lebenswerk.
Dr. Rudolf Frieling 23
Abschiedsworte für Hermann Beckh. Gottfried Husemann 26
Abschiedsgruß für Hermann Beckh. Dr. Kurt Piper 27

Blicke nach dem Fernen Osten
Der Islam in Japan 27
Katholische Kirche und Kaiserkult in Japan 28
„Esoterische Kultur" in Japan 28
Christentum der Zukunft in Japan 28

Die Christengemeinschaft

Diese Zeitschrift dient der religiösen Erneuerung der Gegenwart aus dem Geist eines sakramentalen Christentums, das durch die Christengemeinschaft vertreten wird. Sie erscheint am Anfang jedes Monats in Stuttgart und wird herausgegeben von Dr. Friedrich Rittelmeyer

14. Jahrgang 1 April 1937

Des Lichtes Opfergang

Dorothea Letzsch

Brecht hernieder, goldne Fluten!
Ströme, reines Morgenlicht!
Tauch in Deines Feuers Gluten
Ein der Erde Angesicht!

In der Tiefe Opfergrunde
Himmelsgnadenlicht versinkt —
Und in heil'ger Mittagsstunde
Erd und Himmel sich durchdringt. — —

Tiefer neigt der Tag sich nieder — —
Sterbend in des Abends Schoß
Betten sich die lichten Glieder . . .
Opfer leuchtet übergroß! — — —

Ganz erloschen ist das Taglicht —
Tief geheimnisvolle Nacht — — —
Strahlend aus des Dunkels Schoß bricht
Mitternächt'ger Sonne Macht! —

Ostergruß des Auferstandenen

Friedrich Rittelmeyer

Die „Ich-bin"-Worte des Johannesevangeliums führen allmählich zu einer doppelten Erfahrung. Von den einzelnen Worten — Ich bin das Brot, Ich bin das Licht, Ich bin die Auferstehung und das Leben — wird man immer mehr zurückgeführt zu dem, was allen einzelnen Worten zugrunde liegt, zu dem „Ich bin". Dieses „Ich bin" geht über der Welt auf wie eine neue Sonne. Eine Geistessonne. Nicht bloß „Gott" ist es, wie ihn die Menschen fühlen als ein letztes Weltgeheimnis oder als einen letzten Weltenwalter. Christus, wirklich Christus ist es. So wie wir ihn gerade aus dem Menschenwesen heraus wunderbar erleben als ein „Ich bin". In ihm aber „die Fülle der Gottheit", für uns, gerade für uns. Von dem gewöhnlichen dunklen Gottgefühl unterscheidet sich dies „Christuserlebnis" etwa so, wie sich von der ersten, noch ganz unbestimmten Regung des Morgenlichtes in der finsteren Nacht unterscheidet das helle, klare Sonnenlicht des Tages.

Das ist keine Übertreibung. Mag sich auch dies leuchtende Tageslicht dann manchmal hinter Wolken verbergen, mögen wir selbst manchmal nicht daran denken: die Sonne ist da!

Dogmen vergehen. Mit Recht regt sich heute ein neuer Geist gegen das romanische Wesen, das sich in einer Dogmenreligiosität verkörpert. Wir treten in das strahlende Licht des Ich-bin. Das ist die Sonne einer neuen Welt. Das ist der Geist eines neuen Welttempels, der sich frei und weit über unsrer Erde aufbaut. Das ist die gewaltige drängende Gegenwart einer neuen Schöpfung.

*

Wenn dies das eine Erlebnis an den Ich-bin-Worten ist: daß wir immer mehr hingeführt werden über alle Einzelheiten hinweg zu dem „Ich bin" des Christus, so wird dies Erlebnis ergänzt durch das polar entgegengesetzte Erlebnis: daß nun aus diesem „Ich bin" die einzelnen Offenbarungen — Ich bin das Licht, Ich bin das Brot, Ich bin die Auferstehung und das Leben — hervorkommen als eine ewige Sprache, als lebendige Kundgebungen, die nicht nur bei einem gegebenen Anlaß, wie etwa bei der Auferweckung des Lazarus, einmal geschichtlich gesprochen wurden, sondern die als ein immer erklingendes Wort, als eine dauernde Wesenserstrahlung für uns alle immer da sind. So wie ich im Auge eines Menschen immer wieder das Selbe sehen kann, wenn er in der Begeisterung spricht, und immer wieder das Selbe, wenn er im Ernst spricht, und wie beides nur verschiedene Wesenskundgebungen eines und desselben Ich sind, so ist es mit den Christusworten: Ich bin das Brot, Ich bin das Licht, Ich bin die Auferstehung und das Leben. Je nachdem wie wir an ihn herantreten, tönen uns aus Christus die einzelnen Ich-bin-Worte als die Offenbarung seines wahren Wesens immerfort entgegen.

*

Ein Osterfest von ganz besonderer Art und von größter geistiger Fruchtbarkeit ist es, wenn man sich einmal eingehend in ein solches Wort versenkt, wie es damals aus Christus hervorgebrochen ist, als er am Grab des Lazarus dem Todesverhängnis der Menschheit gegenüberstand: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben!"

Oft ist man darauf aufmerksam geworden, daß die Sprüche des Johannesevangeliums eine erstaunliche innere Gliederung aufweisen. Kann ein solcher Aufbau innerhalb eines längeren Spruchs überhaupt auf Christus selbst zurückgehen? Haben wir ihn als ein Kunstgebilde des Berichterstatters zu verstehen? Aber wie kann man überhaupt glauben, daß der Evangelist ein solches Christuswort mit Absicht gefügt, geformt, gefeilt hat? Das heißt die Seele dieser Menschen völlig mißverstehen! Für sie gab es nur eines: ehrfürchtige Treue. Höchstens mag man annehmen, daß gewisse Hauptsachen stärker im Gedächtnis haften geblieben und in der Erinnerung hervorgetreten sind, gegenüber den Einzelheiten, die dazwischen standen.

Aber es fehlt den Menschen von heute nur an den entsprechenden eigenen Erfahrungen. Sonst würden sie wissen, daß auf den Höhepunkten des Geisteslebens, auf den Höhepunkten der göttlichen Offenbarung die Wahrheiten s e l b s t in ihrer innerlichen Gliederung hervortreten, daß mit Notwendigkeit und beinahe Unausweichlichkeit ein Organismus in einem Wort sich zur Geltung bringt, der nichts anderes ist als der Organismus einer inneren Wirklichkeit.

Wir können uns dies gerade an dem Spruch von der Auferstehung und dem Leben beispielhaft klar machen.

Da ist zuerst zu bemerken, daß der Satz „Ich bin die Auferstehung und das Leben" in sich selbst seine verborgenen Beziehungen hat. Gewiß ist es einfach logisch, daß „Auferstehung" kommt vor „Leben", und „ich" kommt vor „bin". Aber es ist eben nicht b l o ß logisch. Je mehr sich das Ich stärkt durch die Christusberührung, je mehr es in einem neuen Sinn „ich" sagen lernt, je mehr das leuchtende, aus Christus geborene Ich in uns da ist, um so mehr ist auch die Auferstehung schon da. Dies Ich schafft sich in uns seinen Lichtleib. Alle Auferstehung hängt mit der Kraft dieses neuen Ich zusammen.

Die Auferstehung ist eine göttliche Tat. Aber sie ist an Voraussetzungen gebunden. Es sind nicht verwegene Spekulationen, sondern höchst lebendige Erfahrungen: je stärker unser Ich in Christus lebt, um so mehr Auferstehung kann uns gegeben werden. Es gibt nicht nur eine einzige, einheitliche Auferstehung für alle Menschen, sondern es gibt Verschiedenheiten und Grade der Auferstehung. Das sagt uns das Erlebnis der Auferstehung im eignen Ich — was immer für weitere Folgerungen wir daraus ziehen mögen.

Und eine ähnliche Beziehung besteht zwischen dem „Leben" und dem „bin". Je stärker ein Mensch „bin" sagt, nicht mit Worten, sondern mit seinem ganzen Wesen — aber „bin" aus dem „Ich" heraus, das in Christus ist — um so stärker, um so reicher blüht in ihm das neue „Leben" auf.

Unser Spruch verrät uns durch seine Beziehungen noch viel mehr. „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe" — übersetzt Luther. Um von dem ursprünglichen Voll-Sinn dieses Wortes, das jetzt abgebraucht klingt, etwas mehr wiederherzustellen, könnte man übersetzen: „Wer sein Ich mit meinem Ich verbindet, der wird, auch wenn er äußerlich durch den Tod geht, dennoch das Leben haben."

Den zweiten Satz übersetzt Luther: „Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben." Nach dem griechischen Wortlaut kann man auch übersetzen: „Und wer sein Leben so lebt, daß ich in ihm walte, für den gibt es in alle Ewigkeit den Tod nicht mehr."

Schwer ist es den Menschen gefallen, zwischen diesen beiden Sätzen den innerlichen Unterschied zu finden. Sie können doch nicht einfach „tautologisch" sein: mit andern Worten noch einmal das Selbe sagen. Aber es wird alles klar, wenn man sieht: im ersten Satz liegt der Ton auf der aktiven Überwindung des Todes, im zweiten Satz liegt der Ton auf der dauernden Überlegenheit über den Tod. Es ist derselbe Unterschied wie zwischen „Auferstehung" und „Leben", wie zwischen „Ich" und „bin".

Ein solcher Spruch ist ein wundervoller Organismus. Er ist die lebensvolle Entfaltung einer ganzen Welt, die aus dem „Ich bin" hervorwächst. Wenn wir das „Ich bin" ernst nehmen, so blüht uns aus ihm fortwährend die Tat der Auferstehung und das Geschenk des Lebens entgegen. Ein Ruf zur Auferstehung ist dieses „Ich". Eine Gabe des Lebens ist immer neu dieses „bin".

Man kann in stiller Stunde den Versuch machen, ganz in dem „Ich" des Christus zu leben, und es dann in sich zu einem „bin" werden zu lassen. In jeder solchen Stunde geht man in die Auferstehung. Sicherlich soll dem Wort „Auferstehung" nichts genommen werden von all den göttlichen Taten, die sich in ihm verbergen. Aber dies ist gewiß: wer das Wort „Ich bin" aus dem Mund des Christus ernst nimmt, der kann gar nicht anders als auferstehen, jetzt schon, es reißt ihn einfach in die Auferstehung hinein. Und es versetzt ihn in das wahre Leben, hoch über allem, was wir Menschen sonst Leben nennen.

Immer klarer wird uns nun das Offenbarungsgeschehen eines solchen Wortes. Dem Tod gegenüber, der am Grab des Lazarus ihm begegnet, erhebt sich gewaltig, aus der innersten Wesenstiefe heraus, das „Ich bin" des Christus. Und da es der Tod ist, dem es gegenübersteht, offenbart sich dieses „Ich bin" als Auferstehung und Leben. Auferstehung und Leben brechen in diesem Augenblick aus Christus gleichsam hervor. In diesem Christuswort ist Ostern zuerst zu den Menschen gekommen!

Und Christus kann gar nicht an sich allein denken. Er denkt alsbald an die Seinen. Er gibt ihnen sofort weiter, was in ihm wird. Und so fügt er in gleichem Atem hinzu: „Wer sein Ich mit meinem Ich verbindet ..."

Wir sehen also nacheinander: In den Worten „Ich bin" das göttliche Sein des Christus, in den Worten „Auferstehung und Leben" die Lebenstat des Christus, in den nachfolgenden Worten: „Wer sein Leben mit meinem Ich verbindet ..." das Weltgeschenk des Christus. Jedes dieser drei Glieder besteht wieder in sich aus zwei Gliedern. Wenn man beiden gleichsam nach unten nachgeht, so kommt man von dem „Ich" zu einem neuen Leib und von dem „bin" zu einem neuen Blut. Wiederum, wenn man beiden gleichsam nach oben nachgeht, so findet man hinter dem „Ich" den Vater und hinter dem „bin" den Geist.

Doch nicht die Gliederung eines solchen Spruches, so großartig sie uns anspricht, ist das Allerwichtigste, sondern der innere Osterweg, den hier Christus ein für allemal zeigt allen kommenden Menschengeschlechtern. Eine Region, ein Reich tut sich auf, wo wir mitten unter Tod und Vergänglichkeit aufs lebendigste empfinden: Hier kann uns der Tod nichts mehr anhaben; wir sind in einer Sphäre, wo er gar nicht mehr da ist; der Tod — ist tot! Das Leben — hat begonnen!

Das ist der Ostergruß, mit dem Christus unter die Menschheit tritt. Wie sehr wünschte man: jeder, der sich Mensch nennt, möchte dies einzigartige Geschenk erkennen, das auch ihm hier gemacht ist! Jeder, dessen Augen auf diesen Sätzen ruhen, möge das Christuswort als ganz persönlich zu sich gesprochen erleben — durch den lebendig nahen Christus!

*

Oster-Hymne

Elsbeth Palmer

Christ ist erstanden!
— Er ist wahrhaftig auferstanden!
Christ ist erstanden!
— — — wahrhaftig auferstanden!
Christ ist erstanden!

Er ruhte in dumpfen Grabes Dunkel,
auf ihm lag bang aller Schmerzen Nacht,
und sein Mund kostete die Bitterkeit des Todes...

Aber der Heilige Geist,
der heilend die Erde beschenkt,
hat ihn enthoben dem Grabe
und gerufen zum ewigen Leben!

Christ ist erstanden!

Ewig lebt der Erstandene ...
In Wahrheit und Herrlichkeit
durchdringt seines Lebens Offenbarung
aller Elemente Wesenheit
in den Tiefen der Erde
und in den Weiten des himmlischen Umkreises.

Christ ist erstanden!

Ewig lebt der Erstandene,
offenbarend in Klarheit
seine Herrlichkeit ...

Christ ist erstanden!
In Wahrheit auferstanden!
Christ ist erstanden ...

Ernst Moritz Arndt's Geisteshaltung

Richard Karutz

Die deutsche Gegenwart hat Ernst Moritz Arndt wiederentdeckt. Mit innerer Notwendigkeit. Denn wer hätte mehr Anwartschaft auf die Liebe der Jugend, als er, der Dichter stürmisch mitreißender Freiheits- und Kampflieder, der politische Mitarbeiter des Freiherrn vom Stein; der weitschauende Geschichtsforscher, der den Gegner Deutschlands, den „schlauen Verderber" bis in die Hintergründe erkannte; der Kämpfer gegen politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche, kirchliche, literarische Unfreiheit; der Spötter über kleinstaatliche Eitelkeit; der Ringer um die freie sittliche Persönlichkeit innerhalb einer freien Volksgemeinschaft.

Wie aber ist das Bild dieses Mannes, dies köstliche Vorbild für die deutsche Jugend, zustandegekommen und möglich geworden?

Vor uns steht ein Leben, dessen Beginn mit 1769 in die rationalistische, vernunftanbetende Aufklärung des Westens, und dessen Ende 1860 in den Aufstieg der materialistischen Wissenschaft und Weltanschauung hineingriff. Es umspannte also mit seinen über 90 Jahren fast jenes ganze Jahrhundert, das die Auflösung geistiger, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher Bindungen, die Unterstellung des Menschen unter mechanische Naturgesetzmäßigkeiten und die Vorbereitung marxistisch-bolschewistischer Wirtschafts-, Partei- und Staatsideen in die Menschheitsentwicklung hineinstellte. Aber es ließ sich von alledem nicht einfangen, wehrte sich, behauptete sich. Ja es schien sich mit Absicht in diese Zeit hineinbegeben zu haben, um ihr ein Warner und seinem Volke ein Helfer zu sein, daß es die Zeit überstehe und Kräfte behalte, um dereinst zu sich wieder zurückfinden zu können. Dabei war Arndt ein durchaus erdenfester Mensch, mit allen seinen Sinnen für die gegenständliche Umwelt offen, mit seinem ganzen Willen den Aufgaben des täglichen Lebens verpflichtet.

Wenn er „die glühende Liebe mit der Natur die höchste Blüte des Lebens" nennt, so fügt er die Frömmigkeit hinzu; ihm ist „das Gesetz, welches uns an die Erde bindet, und das, welches uns zum Himmel zieht, ursprünglich gewiß Eines".

Er kämpfte gegen den Materialismus, wo er konnte. „Der arme Verstand kann keine Wahrheit und Wirklichkeit bringen, kann die weite Begeisterung nicht fassen."

Er kämpfte dabei nicht blind und einseitig gegen die Naturwissenschaft und Technik überhaupt, er lobte im Gegenteil den „frischen lebendigen Geist, der Deutschland jetzt belebt", aber er sah die gefeierte Naturgesetzlichkeit eingeschränkt durch die Tatsache des Menschen. Dem Reiche der ewigen Notwendigkeit als der „Summe von Kräften außer dem Geist des Menschen" sah er das Reich der „geistigen Kraft des Menschen, die ihn von der Natur unabhängig macht", gegenüberstehen, das Reich, „wo wir in glücklicher Freiheit der Notwendigkeit gehorchen und unser selbst zweite Schöpfer sind", „eine zweite bildende Gottheit". Er sah den „spöttelnden und unwissenden Aberwitz" als die Folgeerscheinung des Materialismus herrschen, während er selbst „allenthalben und in allen Dingen einem tieferen Sinn begegnete, als welchen die flachen Maschinisten in ihrer Zufallswelt finden", und denjenigen für das Irrenhaus reif erklärte, der „eine Mutter sehen kann mit dem über ihrem Kinde leuchtenden Himmel ihres Liebesangesichtes und noch einen Tod oder eine kalte Maschinerie in der Natur glauben".

Arndt steht in der materialistischen Strömung wie von der Weltenlenkung hineingestellt, um ihren zerstörenden Druck zu mindern und aufzuhalten. Man kann noch weiter gehen. Man kann sagen, daß er ein Ahnen davon besaß, daß das ewige Wesen in ihm selbst sich diese Zeit ausgesucht hatte, um gegen den Materialismus zu wirken, und mit der Zeit zugleich das Volk. Dazu bedurfte er einer bestimmten Organisation seines leiblichen und seelischen Körpers. Er fand sie in einer schwedisch-pommerschen Sippe und einer boden- und überlieferungstreuen Familie; durch sie konnte er sich zwei wesenhafte Züge des nordischen Menschen einprägen: die Spätreife des Seelentums und jene Mischung des Wiking von unrastiger Sehnsucht nach Welt und Ich zugleich und von Sehnsucht nach ruhvoller Heimstatt für das Ich in der Welt.

Arndt war ein Spätreifer. „Träumend, so naht' ich dem dreißigsten Lenz um wenige Jahre." Spätreife bedeutet längeres Erhaltenbleiben der Kindheitskräfte, und Kindheitskräfte bedeuten geistige Kräfte, bedeuten, so weiß es Arndt, „unvergängliche Bilder von Tugend, Schönheit und Gerechtigkeit, die weil sie mit Flammenzügen in der Seele geschrieben stehen, gewiß irgendwo sind", das heißt also: in der Wirklichkeitswelt des Geistes. Sie bedeuten „einen Spiegel der ersten Kindergeschlechter der Welt", bedeuten „die alte, reinste und höchste Poesie", „das Einssein von Bild, Fabel, Kindheit". Arndt lebte länger als andere in Zeiten, wo er „als Kind beim Sternenschein so oft die Engel wandeln sah", hinter allen Bäumen und Büschen Geister erlauschte und „mit Vögeln und Bäumen zusammen leiser sprach, weil die Seligen und Heiligen auf sind".

Das Bedeutsame aber ist, daß in ihm nicht nur die ewigen Kindheitskräfte länger und stärker sich gegen die Bewußtseinskräfte des Erwachsenen behaupten, sondern daß sie ihm ein schauendes Wissen in das Bewußtsein hineintrugen. Im Traum wirkt für ihn „ein innerster, höherer Sinn, ein Sinn der Ahnung oder Weissagung, welcher in eine unendliche Ferne auf so wundersame Weise rückwärts blickt, daß man ihn zuweilen den Sinn der Wiedererinnerung nennen möchte". Und er erzählte von seinen eigenen Erlebnissen noch: „Ich selbst habe in meinen Jünglingsjahren vorzüglich diesen Geist des Vorgriffs und Rückgriffs in die Zeit gehabt, wo das Vorgreifen doch noch seltsamer erscheint als das Rückgreifen; ich habe im Traume die bestimmtesten Gesichter von Männern und Frauen gesehen, welche ich nach vielen Jahren erst wirklich erblicken sollte, die auf mein Herz und mein Schicksal einen entscheidenden Einfluß haben sollten." „Was ist das? Sind es Wiedererinnerungen, welche Wiederfindungen werden sollen, oder sind es Vorbildungen, meinethalben Urbildungen, nämlich Einbildungen Gottes, welche er nach seiner verborgenen Kunst in den Anfängen aller Dinge den Keimen der Dinge eingebildet hat?"

„Ich habe allerlei in petto, was ich in guten Stunden schreiben und drucken lassen möchte, eben zum Teil über wundersame Erfahrungen aus jenem Jenseits der größten Geheimnisse, wohin unsere reinsten Gefühle und Gedanken doch immer trachten und schmachten müssen."

„Der Gedanke, wenn er wahr und richtig ist, wird als Kind der Ewigkeit geboren", und dieser Gedanke war, daß er aus einer geistigen Welt komme und zu ihr zurückkehre, und wieder komme und wieder zurückkehre, und immer wiederkomme:

„Dort (im Himmel) wird frisch aus frischem Holz
Neuer Stab geschnitten
Und mit neugeschliff'nem Stahl
Neuer Kampf gestritten"

„Zweimalgeborner und Dreimalgeborner — sprach ich was Tolles?
Könnt' ich nicht endlich gar Neunzigmalneunziger sein?"

„ . . . . . .
Dann steige wieder bei Dir selber ein
Hinein in Deine tiefste Selbstversenkung
. . . . . .
Da schaust Du rechte Lenkung, rechte Schwenkung,
Da klingt aus stillster innerster Bedenkung
Dein großes Ja, vernichtend alles Nein:
D u b i s t, D u b i s t g e w e s e n, D u w i r s t s e i n!"

Arndt war durch Blut und Erziehung ein frommer protestantischer Christ. Aber hinter seinem Kirchenchristentum erhebt sich immer wieder aus dem Erbe der Vorzeit die Gestaltenfülle der geistigen Welt, und mitten in ihr sein Ich und dessen Schicksal in u n d nach seinem Erdenleben mit seiner Forderung der wiederholten Erdenleben. Er nannte selbst seinen Glauben „ein gewisses Heidentum, das nie hätte zerstört werden sollen und die göttliche Gesamtheit des Menschen und der Welt ist, wodurch das Altertum so mächtig und herrlich war". Er „glaubte immer den Leib der Erde lebendig, verehrte ihn als lebendig und fühlte, daß ihm daraus Lebensglut und Liebeskraft warm und erquickend entgegenströmte". Er lauschte immer im Walde auf die „Geister, die um die Bäume wehen und weben und von ihnen auf die Menschenkinder herabspielen". Er fühlte wohl „die fürchterliche Wahrheit" des Dichterspruches: Leicht aufzuritzen ist das Reich der Geister, und unterschied sehr wohl das echte Geist-Erleben von den „leiblichen Wundergeschichten" d. h. von den krankhaft-hellsichtigen, den halluzinatorischen, den materialistisch-spiritistischen Erscheinungen. „Es gibt wohl manche Menschen, die nur so Instrumente sind eines unbekannten Gottes. Möge ich nur immer die Kraft behalten, daß nichts Böses auf mir spielt." (!)

Ein wirkliches lebendiges Wesen war ihm der Zeitgeist, kein menschlicher Kausalitätsbegriff oder die Summe der Meinungen der Zeitgenossen: „Wenn in Gott die Zeiten reif sind, tritt der neue Geist, der hinfort der waltende und bestimmende Geist des Lebens und der Geschichte sein soll, in die Welt und durchhaucht und durchströmt mit seinem mächtigen Atem alles so, daß das ganze Geschlecht dann anders anschaut, empfindet und begehrt, kurz, daß es durch einen höheren und unbegreiflichen Einfluß, durch eine Begeisterung Gottes, jenen Geist empfindet und glaubt, der es künftig leiten und regieren soll."

Ein Wesen war ihm nicht minder der Volksgeist, eine „Persönlichkeit" von geistigem Fleisch und Blut, die sich der geistigen Kräfte der Natur (Klima usw.) bedient, um das Volk zu bilden, und sich in Sprache, Kunst, Sitte offenbart. Darum sah er die Unterschiedlichkeit der Völker als eine urhaft, geistig bedingte. Er sah die Musik als „die zarteste Gestalt und den leisesten Klang der Ideen oder Vorbilder aller Dinge". Er sah die Sprache als „eine geistige Musik der Seele, ihr gleichsam schon auf Noten gesetzt mitgegeben". Er beschwor die Mütter, dieses „größte Heiligtum", diese „größte Ehre" des Volkes, die Sprache wieder zu pflegen, nachdem fast zwei Drittel des reichen deutschen Sprachvorrats versunken und vergessen seien.

Den Willen des Volksgeistes zu erfassen und „in das lebendige Leben einzuführen", sah er als die Aufgabe der Stunde. Er selbst hatte ihn z. T. mit einer Weite des Blicks erfaßt, die über die Sicht seiner Zeitgenossen hinausging, z. B. da, wo sich ihm eine Aufgabe Mitteleuropas zwischen Osten und Westen ergibt: „Die Deutschen sind der Herzenskern des Weltteils, der Mittelpunkt, der von Gott bestimmt scheint, die Streitenden, welche von Westen und Osten gegeneinander anlaufen wollen,

auseinanderzuhalten." Er glaubte die Stunde gekommen, in der sein Volk, das Volk der Idee, aus der Idee seines Volksgeistes heraus einen neuen Zeitraum begann.

Lebendig, wesenhaft stand das Schicksal vor ihm. Er nannte es eine zweite Geburt, fühlte es also irgendwie willenshaft, jenseits äußerer Zufälligkeit entstehend. Der Tod seines Lieblingssohnes erschütterte ihn so tief, daß eine seelische Lockerung eintrat, und sich ihm „die Welt des Himmels und der Geister mehrmals so licht und hell geöffnet und die irdische Hülle oft so durchgerissen, daß er meinte, sicherer und froher in jene Heimat hineinblicken zu können, woher wir gekommen, und wohin wir wieder zurückgehen werden".

Das Leben ging ihm nach dem Tode t ä t i g weiter. Beim Ableben seines Bruders Friedrich nannte er diesen einen Diamant, der in einer anderen Welt weiter wird ausgeschliffen werden. Man hat Arndt mißverstanden, als man ihn für einen modernen Evolutionisten hielt, weil er den Menschen eine kleine Welt, ein allumfassendes Abbild der ganzen irdischen Natur nannte, das in seinem Wesen den weiten Umfang aller übrigen Geschöpfe umfasse. Ganz im Gegenteil hielt er ihn für eine eigene göttliche Schöpfung: „Der Mensch ist ein Ideenwesen. Wir lassen ihn nicht mehr Tier schelten oder wohl gar vernünftiges Tier, welches das gemeinste von allen ist . . . Er bedarf zu seinem Sein einer himmlischen Nahrung, die in ihm selbst ewig wächst und vergeht" ... „Er ist nicht neben allerhand Gewürm zufällig aus dem zeugenden und gebärenden Schlamme emporgestiegen."

Arndts praktischer Sinn leitete aus seinem Wissen vom Menschen als einem geistigen Wesen, vom Menschen als „d e r geistigen Kraft auf Erden" die Folgerungen für die Erziehung ab. Er forderte eine Erziehergesinnung, die „nicht nach der eigenen Krüppelhaftigkeit ein junges unschuldiges Leben richtet und bestimmt und das Heilige und Göttliche, welches die Jugend wirklich noch ist, mit frecher Hand faßt".

Er forderte ein nicht-verstandesmäßiges, ein spät einsetzendes Unterrichten, das „der Fabelwelt nicht widerspenstig ist", ein „in der Hand und im Herzen haben, nicht im Kopf haben", einen Unterricht, der „alles Tote zum Leben macht".

An der Naturbeobachtung hatte Arndt seine Feinfühligkeit für das Organische so geschärft, daß er, wenn auch nur im Umriß, eine Viergliedrigkeit im Menschen bemerkt: Er unterschied den Leib, der in den allgemeinen Naturgesetzen drinnensteht, als den „Schattenschein dieses heiligsten inneren Lebens, das man wohl das Göttliche, das Große im Menschen nennt", als das „schöne Gerät, worin Gott ihre Seelen eingehäust hat", und das bewußt gepflegt werden will, wie die Alten es taten, damit „eine schöne Seele mit Lust und Freiheit sich darin entfalten könne"; darum lehnte er körperliche Züchtigungen des Schülers ab „gegen die sich nicht allein der Leib, sondern der Geist in den toten Gliedern und Beinen empört".

Er unterschied neben dem Körper ein der äußeren Natur Ähnliches, d. h. ein Lebenselement von Kräften, die den Körper bilden, erhalten, fortpflanzen. Er unterschied zum dritten ein Volkhaftes und Zeithaftes, also ein Seelenelement, und viertens „die göttliche und geistige Kraft, sich von der Natur und ihrem leiblichen Zwange unabhängig zu machen . . . das außerhalb der verwirrenden Grenze des Gefühls, außerhalb des Chaos der Gedanken Lebende und Wirkende".

„. . . Alle Sonnenstrahlen und Blitzleuchtungen der Idee fallen bei jedem Sterblichen in dem Punkt zusammen, wo das eigentliche Organ seiner individuellen Kraft ist." Es ist das Ich, das Arndt als einen schöpferischen Geist erfaßt hatte, der „sich selbst und die Natur einzurichten und zu gebrauchen die Gewalt hat", durch den allein diese und alle künftige Zeit gerettet werden könne.

So sehr erlebte er es als das eigentliche wirkliche Geistige, daß er b l i n d e n Glauben und b l i n d e s Gesetz geradezu gleich Geist l o s i g k e i t setzte und den Geist im Gegensatz dazu gleich dem Ich-Wesen, das zur Freiheit drängt.

Hier haben wir in seinem Kerne den Freiheitsdrang, der das ganze Leben Arndts von frühester Jugend bis ins späteste Alter erfüllt und bestimmt. Er liegt im nordischen Blut-Erbe des ahnenden Wissens und des unruhvollen Suchens nach seinem ur-göttlichen Wesen. „Wie den Germanen von jeher die unsichtbaren Götter mehr gezogen haben, als die sichtbaren; wie er über alle Bilder und Scheine hinaus immer zu dem Bilde der Bilder und zu dem Scheine der Scheine emporgeflogen ist; wie

die Idee sein rechtes Gebiet war von Anfang, „so hat er auf Erden immer nach der höchsten Freiheit gestrebt und tut dies bis auf diesen Tag".

Um die Freiheit geht seine Sorge in Jugenderziehung und Menschenbildung. Immer wieder klingt uns bei Arndt eine „Majestät des eigenen Willens", die Eigen-Geist-Natur des Menschen gegenüber der Geist-Natur der gesetzmäßigen Umwelt entgegen, und mit dem Willen die denkerische verantwortungssichere Bewußtheit: „Auch mir ist der Geist das Mächtigste, Höchste, Göttlichste von allen Kräften, welche ich ahne, die einzige lichte Himmelsleiter, wodurch ich zu den Göttern aufsteige, welche ich glaube."

Arndt unterschied durchaus ein geistgemäßes und ein verstandesmäßiges Denken. Jenes erfaßt ihm „die aufdämmernden Urbilder des alten Himmels und der verlorenen himmlischen Schönheit und Glückseligkeit" aus den Zeiten, da „viele himmlische Kräfte an die Erde gebunden werden mußten, damit diese seine Heimat dem Menschen lieb und anmutig würde". Er meint die Zeiten, da Sitte und Lied entstanden, die Zeiten der Urweisheit und der Mysterien. Das andere Denken erfaßt ihm dagegen nur das Tote, nicht das Lebendige, führt zu Faulheit und Schwäche, zu Krankheit und Unfruchtbarkeit. Beim Antritt seiner Vorlesungen im Jahr 1810 bekannte er „selbst, beim besten Ernst, eine Zeitlang ein halber Schelm gewesen zu sein, wie so viele es sind." Er bekannte sich zu einer Wissenschaft aus dem Leben und für das Leben: „Die Gelehrten klagen, die Gründlichkeit sei untergegangen, die Jugend werde durch Welttriebe und politisches Leben den Studien entrissen. Schon fühle das die Literatur, endlich werde aller Ernst und alle Großartigkeit derselben versinken . . . daß die Gelehrten aus ihrem Studierzimmer einmal in das Leben, auf den Marktplatz und die Ratsstufen, ja sogar auf das Schlachtfeld hinausgetrieben sind, wird der Sprache, den Lehranstalten, der ganzen deutschen Wissenschaft und Literatur einen andren Schwung und andren Klang und andre Farbe geben . . . Das kann man weissagen, daß die tote Gelehrsamkeit, die bloß auf das blinde Wissen ohne Sinn, Mitgefühl und Vaterland pocht, einst mit Recht wenig bedeuten wird, denn die jetzige Zeit will das Geschlecht wieder zum Leben zurückführen." So geschrieben im Jahre 1818.

Die Zeit war nicht reif, und Ernst Moritz Arndt kam noch nicht zu einer Wissenschaft, die zum Geistigen, zu den Kräften hinter der Materie vorzudringen sucht, aber ein Grundlegendes sah er wenigstens in Umrissen: die Entwicklung der menschlichen Seelenart von einer Geist-aufnehmenden zu einer Verstandesbegriffe-bildenden Denkweise und andererseits von einem Bewußtsein, das aus der Gruppe denkt, zu einem, das aus der Einzelpersönlichkeit denkt. „Weil die Periode jener Kindlichkeit [die des Mittelalters] zu Ende ging, darum kam die Reformation [nicht umgekehrt], und mußte das Menschengeschlecht durch drei schwere Jahrhunderte durch die Kämpfe des blitzenden und leuchtenden Verstandes und durch das kühlere und ärmere Land der Begriffe führen . . ."

Man hat Ernst Moritz Arndt mißverstanden, wenn man seine Ansicht hier mit den materialistischen Begriffen eines Lamprecht vergleicht, mit dessen „Steigerungen der Tätigkeit des Nervensystems beim Eintritt von Zeitenwenden". Arndt erlebt vielmehr „Lebenstriebe, die über die Welt sich wälzen, ja hindampfen". Aber „. . . dem großen Fatum sind alle seine Donnerkeile entwendet, der Mensch hat sich ihm entrungen . . . die in sich selbst geschlossene und immer aufgelöste Poesie des Mythos und der Fabel der Alten ist durchbrochen . . ." Arndt sah, daß für diese Entwicklung das 15. Jahrhundert wichtig gewesen ist: „Da brach der neue Tag an. Kunst und Begeisterung, hoher Sinn und Mut des Geisteslebens fuhr in die Europäer." Er sah, daß die Entwicklung zum Intellekt einen Verlust an wahrer Geistigkeit mit sich brachte, aber auch, daß sie naturnotwendig und daher weder zu preisen noch zu tadeln sei. Und er sah, daß sie vor allem an Europa geknüpft ist, das „lange schon in Bewegungen fortstrudelt, die man fast eine Auflösung nennen könnte". Er sah, daß es sich schließlich nur um einen Umweg handelt, nach dem „wieder Rosen und Lilien einer anderen Art und einer anderen Kindlichkeit blühen werden". Er war sicher, daß „eine Kraft kommen werde und müsse, wodurch die Menge sich wieder in Liebe verbindet", und daß sie kommen werde durch eine „neue herrlichere Zeit des Christentums . . . ein vergeistigtes Christentum . . . eine neue christliche Kirche, in der das unvergängliche Christentum sich eine dünnere und ätherischere Gestalt umkleiden und so die künftigen Geschlechter leiten und beglücken wird . . . Die Symbole und Priester müssen fort-

gehen mit der geistigen Bildung des Christentums". Er sah, daß dieser Fortschritt und jene Kraft gegeben sind in einer „schöneren Erkenntnis als der Erkenntnis durch Begriffe und in einem festeren Himmel als dessen Gewölbe auf Schlüssen aufgeführt wird", „einem höheren Schauen, zu dem die Weisesten und Gewaltigsten der Zeitgenossen die Menschen führen, so daß sie geistig sehen, was jene glaubten", denn „die Natur wird dem Deutschen ein geistiger, dem Christen ein bildlicher Traum zwischen Himmel und Erde". Auch diese Vorausschau erfüllt sich heute.

Arndt hat also die Metamorphose der Seelenart von einem schauenden Wissen-Können zu einem begrifflichen intellektuellen Wissen-Wollen erfaßt; er hat sie bis in ihre leibliche, physiognomische Wirkung hinein beobachtet: „In den Klassen, die ein künstliches Leben führen, und in den Städten zwischen den Mauern haben sich die Gestalten und Gesichter mehr bestimmt (gegenüber den unbestimmten Gesichtern im Feld, Wald, Gebirge), ein gewisses eigenes bestimmtes Streben tritt aus ihnen hervor."

Wir sehen nach alledem Ernst Moritz Arndt wissenschaftlich und politisch, in seinem Denken, seinem Fühlen, seinem Wollen unserer Gegenwart ganz nahe. Sein Bekenntnis zur geistigen Herkunft und Artung des Menschen; zur geistigen Giltigkeit der ewigen Wandlung des Lebendigen; zum Tode als der „heiligen dunklen Nacht der Verwandlung"; zum Leben als dem Gang des bewußten Denkens hin zum Ich-Wesen der Persönlichkeit; zum Volke als der geformten, lebendigen und seelischen Grundlage dieses Ich, als der besonderen geistigen Gemeinschaft, die vom Einzelnen gewollt und benötigt, darum gehegt und gehütet wird; zum neuen Menschentum, das aus bewußtem Erkennen seiner Erdenaufgabe in Freiheit zu seinem Volke steht: dieses Bekenntnis zusammen mit der flammenden Begeisterung, der glühenden Liebe, der sittlichen Stärke macht ihn zu einem Führer, zu dem die Jugend wie die Mannheit auch unserer Gegenwart hinschauen darf.

Der verstorbene Freund

Alfred Schütze

Den du am Tage oft riefst,
nachts hat dein Herz er gestreift;
als du in Kummer entschliefst,
hat dich ein Toter gereift.

Bist nun vom Dufte umweht,
der aus dem Totenreich quillt:
Nur wer die Toten versteht,
ist auch zum Leben gewillt.

Gedanken über Tod und Leben

Aus nachgelassenen Aufzeichnungen von Michael Bauer†

Wo der Tod seinen Ernst und die Geburt ihre Freude verloren hat, da ist etwas im Leben zutiefst in Unordnung. Wie man über den Tod vom Standpunkt des Ewigen denken möge — er bleibt ein Zeugnis für die Gegenwart hemmender materieller Mächte. Und umgekehrt ist jede Geburt eine Botschaft aus einer ewigstrebenden unverzagten Welt.

Das ist auch zuletzt die Wirkung des Herbstes und des Frühlings auf das Herz. Du magst immer die jungen Knospen neben den welkenden Blättern bemerken und immer das Ende des ersten zarten Grüns in Gedanken voraus nehmen — Herbst ist Beweis für eine Absicht zur Erstarrung in der Welt und der Frühling bleibt tausendfältiger Anlauf zu höherer Geburt.

*

Dem jenseits gerichteten Religiösen, der sein Verhältnis zur Sinneswelt nur ganz vorübergehend und nur moralisch wichtig glaubt, muß eigentlich das Gewissen schlagen, so oft ihn Zier und Zauber der Natur zur Freude verführen. Dagegen kann der rechte Christ, dem alle Blumen schlankweg im Garten Gottes stehen, vor ihnen fromm sein und mit ihnen froh sein aus ganzem Herzen.

*

Wer die Schönheit nicht in den Bauplan der Welt miteinbezieht, hat nie einen Rosenstock oder eine blühende Wiese in Wahrheit gesehen.

*

Es klingt verwunderlich, ist aber wahr, daß sich einem Christen der Anruf des Vaterunsers durch die Forschungsergebnisse spektroskopischer Astronomie vertieft hat. Noch anders als vorher durfte er nun seine geliebte Erde im Sternenweltall heimisch wissen.

*

Der Mensch bleibt solange friedlos und ohne Einigkeit mit sich selber, bis er sich zum Streit mit dem Bösen entschließt.

Und weil der Mensch im innersten eigenen Wesen gut ist und weil er Friedlosigkeit und Zwiespalt nicht ertragen will — können wir Vertrauen in die Zukunft fassen. Der Wachen und Wissenden werden immer mehr.

*

Der Mensch ist in solchem Grade auf die Freiheit gestellt, daß das Richterwort Christi und sein Urteil nicht von oben her, sondern von innen durch die Scham erfahren wird.

*

Die Freude am Märchen vom erlösten Königskind ist nicht bloß die Freude am Fabulieren, sondern die Hoffnung der eigenen Erlösung. Die Wahrheit des Märchens trägt den größten Anteil an der Freude.

*

Was kümmert mich die Sonne! sagte der Maulwurf. Ich nähre mich von Würmern unter der Erde und brauche keine Sonne. — Er wußte nämlich nicht, daß seine geliebten Würmer, die an den Pflanzenwurzeln hingen, die Sonne brauchten, und war darin so klug wie viele Menschen, die so vieles nicht kümmert, weil es ihnen nicht vor der Nase steht.

*

Ich begreife es nicht, sagte die Mistel auf dem Ast. Ich begreife es nicht und werde es niemals begreifen, wie ein so stolzer Baum sich mit der schmutzigen Erde abgeben mag!

*

Ersteige welche Höhe des Lebens auch immer: du wirst doch stets noch in ein gelobtes Land blicken, dem deine Sehnsucht bleibt. Du sollst nirgends wohnen, sondern wandern. Das Ideal, das du heute verstehst, wird nur Wirklichkeit, indem es ein neues, höheres aus sich gebiert.

Es gibt keine Frucht, die nicht, indem sie reift, zugleich neues Wachstum und neuen Frühling bereitete.

*

Erinnerungskraft in Schicksalskrisen

Zu den Briefen des Paulus an die Thessalonicher

Karl Garms

Wie wenige gehen heute noch ihren Lebensweg mit Selbstverständlichkeit, vertrauensvoller Gesinnung und Sicherheit, Eigenschaften, die früher allgemein im Leben herrschten? Ohne daß immer zugleich ein äußerer Anlaß da ist, sieht man den Zweifel, das Mißtrauen und die Unsicherheit sich der Seelen bemächtigen. Blickt man auf das äußere Leben hin, so haben hier allerdings die Stützen zu

wanken begonnen, die ehedem Voraussetzung waren für Selbstverständlichkeit, Vertrauen und Sicherheit. Von dort, von außen her, sieht der Mensch sich in seinen Erwartungen getäuscht. So ist es nicht zu verwundern, daß er auch mittelbar, durch das, was er im Schicksalsgange erfährt, Seeleninhalte verliert, ohne die das Leben allmählich sinnlos werden kann. In einen Wirbel von außen und innen sieht er sich unrettbar einbezogen. Untragbar scheinende Lasten türmen sich auf. Und es kann dahin kommen, daß der Zweifelnde verzweifelt, daß der Mißtrauende vertrauenslos und daß der Unsichere haltlos wird.

Dies aber ist nicht der Sinn der Menschheitsentwickelung. Als Einzelner wie als Angehöriger der ganzen Menschheit wird der Mensch in äußere und innere Schicksalskrisen geworfen, deren Bestimmung nicht ist, ihn aus dem handelnden Subjekt seiner Lebensführung zum willenlosen Objekt und Spielball äußeren Zwanges und innerer Not zu machen. Ganz das Gegenteil ist der Fall. Denn Erprobungen im Sinne der Menschheitsziele sind es, durch die der Mensch, wenn er sich richtig verhält, neue Fähigkeiten und Kräfte erobert, ohne die eine aufsteigende Entwickelung nicht möglich ist.

Zu allen Zeiten brachen solche Krisen über einzelne oder alle herein. Aber man nahm sie, als von den Schicksalsmächten verhängt, gelassener entgegen. Man wußte, daß sie im Weltganzen nötig sind, und daß für den, der sie als Proben nimmt und besteht, aus dem Schicksalsdunkel das Licht der Begnadung hervorbrechen will. So sagt Heraklit von Ephesus: „Größeres Unglück läßt größeren Schicksalsausgleich erlangen"*. Und Sokrates rät, als er sein Todesurteil erhalten hat, den Richtern, sie möchten „dies Eine für wahr halten, daß es für einen guten Mann kein Übel gibt, weder im Leben noch im Tode, und daß niemals seine Angelegenheiten von den Göttern vernachlässigt werden". Daniel verheißt, als das hebräische Volk in Babylons Gefangenschaft lag, am Schluß seiner apokalyptischen Schau, das Kommen michaelischer Kraft für den, der ausharrt.

Um die Menschen das Ausharren in Schicksalskrisen zu lehren und sie aus dem Dunkel ans Licht zu führen, wurden in vorchristlichen Zeiten durch die Mysterien denen schwere Proben auferlegt, die aus der Finsternis eines nur-irdischen Bewußtseins sich erheben wollten zum Licht des Urstandes der Menschheit. Hier konnte dann der Mensch in sich selbst zur Enthüllung bringen die Leuchtkraft göttlichen Ursprungs, die verlorengegangen war durch den Abstieg ins materielle Sinnessein. Der niedere, nur im irdischen Bewußtsein lebende Mensch war überwunden. Das wahre, dem Menschen eigene Wesen trat hervor. Erreicht worden war, was Goethe meint: „Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen und sagen: Das ist er, das ist s e i n e i g e n." („Die Geheimnisse")

Das Hereinstrahlen der wahren Eigenheit, des wirklichen Menschen-Ich, ermöglichte denen, die sich dieser Tatsache bewußt waren, in allen Erdennöten fest in sich gegründet dazustehn. Sie erlebten keine „Enttäuschungen" von außen her. Denn nur das erwarteten sie von dort, was sie läutern, fördern und größeren Aufgaben gewachsen machen konnte. Nichts anderes sahen diese Menschen als ihre Aufgabe an, als in dem harten Gang des äußeren Schicksals (Goethe: „im äußern Streite") wie in der inneren Not (Goethe: „im innern Sturm") auszuharren und sich sieghaft zu behaupten vermittels der hereinstrahlenden Kräfte wahren, höheren Menschentums. So waren diese Menschen auch niemals allein. Denn durch das Licht, das ihnen leuchtete, waren sie Göttergenossen. Sie blieben es in aller Not, die in den Niederungen des Lebens sie bezwingen wollte.

Die Findung dessen, was Goethe ausdrückt mit dem Wort: „Das ist er, das ist sein eigen", wurde schon in vorchristlicher Zeit oftmals gekennzeichnet durch das griechische „autos". Autos ist „er selbst", ist wirklicher Wesenskern im Gegensatz zu allem, was nur irdisch, oder was veränderlich dasteht im Hoffen und Fürchten der Seele, was sie schwanken macht als Spielball des Innen und Außen. In natürlicher Weiterentwicklung wird diese Kennzeichnung durch „autos" auch durch den Christus im Matthäusevangelium gebraucht. So sind die Seligpreisungen der Bergpredigt — hierauf hat erstmalig Rudolf Steiner hingewiesen — in ihren Tiefen nicht zu verstehn, wenn nicht das dort sich findende „durch sich selbst" im Sinne des durch Christus mit Göttlichkeit erfüllten Menschenwesens

* Die Übersetzung (Diels) „Größerer Tod empfängt größere Belohnung" ist unzureichend.

hervorgehoben wird. „Selig sind die Bettler um den Geist, denn durch sich selbst (durch die mit Christuskraft erfüllte Individualität) werden sie der Himmelreiche teilhaftig" usw. — In ganz besonderer Art hat Paulus dann das Unvergängliche des Menschenwesens, so wie es seit Golgatha nicht für Einzelne, sondern für jeden, der da will, vermittelt wird, durch „autos" gekennzeichnet. Überall, wo dieses Wort im Neuen Testament unter Hervorhebung verwendet wird, ist nun allerdings nicht nur, wie in vorchristlicher Zeit, die Aufnahme göttlichen Wesens in die Seele, sondern die Durchdringung des ganzen Menschen bis in Leib und Blut gemeint. In diesem Sinne eines Teilhabens des vollen Menschenwesens an der durch den Christus gebrachten göttlichen Welt spricht Paulus sein „autos" gerade dort, wo er den Menschen Sieger werden lassen will „im innern Sturm und äußern Streite". Das zeigen besonders die beiden Briefe an die Thessalonicher, wo er den Weg weist, wie der einzelne, durch die Kräfte des Aufstiegs, in Schicksalskrisen sich fest in sich selber gründen kann. Hiermit gibt er anderen, was er selbst an sich erfahren in tiefster Schicksalsnot. Damit gibt er aber auch, was für alle Zeiten und für alle Menschen gilt. Denn nur dann versteht man die Briefe des Paulus richtig, wenn man ihre zeitlose Bedeutung erkennt, wenn man sie nimmt als den Ausgangsort für alles, was jemals der Durchdringung mit der Christustat, mit dem Christuswesen und mit den Menschheitszielen wahrhaft dienen kann.

Seltsam berührt und einzigartig, wie Saulus zunächst anderen Menschen Bedrückung und Seelennot verursacht, und wie er später alles, was er verübt, selbst als Leid am eigenen Leibe und in der eigenen Seele wiedererfährt. Was er als Jude den Christen getan, bereiten ihm nun seine Stammesgenossen. Er muß, was er als Schuld begangen, in persönlichem Schicksalsausgleich austragen. Erst dann wird er reif, das Menschheitsschicksal mit zu tragen. Im zweiten Briefe an die Korinther (Kap. 11) hat er beschrieben, was er erleiden mußte. Dies wird durch die Apostelgeschichte und seine Briefe ergänzt.

Der Übergang, wo er vom Ausgleich eigener Schuld zum Überpersönlichen weiterschreitet, liegt im Bericht von der Entlarvung des Zauberers Elymas (Apostelgesch. 13). Von da an ist sein Name Paulus. Was er später an äußerer Gewalt, an innerer Not erduldet, ist schon der Widerstand, den Welt und Menschen als Werkzeuge dunkler Mächte dem Christus selbst bereiten. Kaum hatte Paulus auf der zweiten Reise in Philippi und Thessalonich den Boden Europas betreten, mußte er am eigenen Leibe erfahren, daß überall sich alle Kräfte menschheitlichen Niederganges gegen den Aufstieg erheben. Juden erregten in Thessalonich die dortigen Griechen und die römischen Machthaber und vertrieben Paulus nach dem nahen Beröa. Sie verfolgten ihn auch noch hierher, so daß er nach Athen weiter reisen mußte. In steigendem Maße erlebt Paulus, wie die Menschheit verflacht, wie aber zugleich die Gewalten des Finstern sich aufbäumen gegen das Licht, das den Beginn zu ihrem Untergang bedeutet. Jüdischer Fanatismus eint sich mit geistiger und moralischer Verderbnis der Priester, die durch Zynismus und Doppelleben den Verfall der Mysterien beschleunigen. Von Rom aus wirkt der Cäsar durch Vergottung niederen Menschenselbstes mit an der Verwirrung der Seelen.

Paulus schreibt von Athen an die Thessalonicher, mit denen er gemeinsam die Zusammenballung der Mächte des Bösen erlebte, und die er in Verfolgung und innerer Bedrängnis zurücklassen mußte. Der erste Brief an sie ist zugleich der erste Brief, den er überhaupt geschrieben hat. Etwa 53 n. Chr. ist dieser entstanden. War Paulus vor Damaskus wenig mehr als 30 Jahre alt gewesen, so lagen nun gegen 20 weitere Jahre hinter ihm. Aus der Kraft, die er seitdem in dauerndem Erprobtwerden erworben, konnte er zu ihnen sprechen. Richtunggebend für die Menschheitskrisen aller Zeiten und wie im innern Feuer lebend, spricht er auch zu uns.

Durch den von Paulus selbst gelebten und gelehrten Weg wird der Mensch zunächst gewiesen, statt in Lebenskrisen zu erlahmen, sein eigenes wahres Ich erkennend zu ergreifen. Aber hierüber hinaus führt Paulus dorthin, wo Geistesoffenbarung und besonders die Offenbarung durch den Christus ihn erreichen kann. Der Weg, um den es geht, ist — vielfach verkannt — der Weg der Erinnerung. Paulus lehrt die Thessalonicher, wie der Mensch durch rechte Pflege der Erinnerung geistiges Bewußtsein entwickeln und durch dieses im Schicksalsgange sich behaupten kann. — Auch Novalis rührt an das Ge-

heimnis der Erinnerungskraft, indem er sagt: „Die Menschen gehen viel zu nachlässig mit ihren Erinnerungen um." Ein andermal nennt er die Erinnerung eine Seelenflamme.

Durch rechtes Sich-erinnern ergreift der Mensch sich unmittelbar in seinem unvergänglichen Wesen, ergreift sich dort, wo „sein eigen" hindurchgeht durch die Zeit. In der bis zur Kindheit zurück sich schließenden Erinnerungsreihe erschaut der Mensch, wie sein wahres Eigenwesen von Erlebnis zu Erlebnis weitergeht. Erinnerung hält zwischen Geburt und Tod innerhalb unzähliger Erscheinungen des Lebens das Ich zusammen. Es erwächst ein Bewußtsein von dem im Erdenleben sich offenbarenden übersinnlichen Wesen dieses Ich. Hat der Mensch kein Bewußtsein hiervon, so hat er auch kein rechtes Ich-Erleben. Seine wahre Eigenheit ist für ihn nicht vorhanden und kann ihm keinen Halt in den Lebenskrisen geben. Dies tritt deutlich hervor, wenn die Erinnerung an die Vergangenheit im Menschen ganz oder für längere Zeiten erlischt oder wenn er vergißt, wie er heißt, und wer er ist. Da ist er dann sogar als krank in der Seele anzusehen.

Ob jemand im Leben viel oder wenig Erinnerungswertes wahrnimmt, hängt davon ab, ob er dem, was an ihn herantritt, genügend Interesse und Beobachtung entgegenbringt. Dann kommt es darauf an, zu welchen Vorstellungen im Innern des einzelnen Menschen die Lebenserscheinungen sich bilden. Von diesen mannigfachen Unterschieden des unmittelbaren Aufnehmens der Schicksalsereignisse ist aber zu trennen der spätere Erinnerungsvorgang selbst. Da sind es immer wieder neue Vorstellungen, die der Mensch im Rückwärtsgange durch sein Leben bildet. Da darf es nicht auf das ankommen, was wie von selbst traumhaft heraufdämmert an Bildern der Vergangenheit, was vielleicht sich einstellt, weil es einst gröber als anderes aufgetreten ist. Erinnerung ist Tätigsein, ist Tätigsein mit Unterscheidungskraft. Denn Wesentliches und Unwesentliches wollen unterschieden sein gerade im Gange des Schicksals. Das Wesentliche aber liegt oft hinter oder zwischen dem, was breit heraustritt. Allein dasjenige, auf das es ankommt, kann „heraufgeholt" werden, wenn der Mensch allmählich sich darin übt. Durch das Erkennen der Wahrzeichen des Lebensganges kann man zugleich das Schreiten des Ich durch die Vielfalt des Lebens erkennen. Doch dazu ist nötig, daß vermittels des Denkens das Einzelne zum Ganzen, daß die Fäden zum vollen Gewebe verbunden werden. So muß dem Anschaun des Lebensganges noch das Begriffliche hinzugefügt werden. Dann lassen sich auch bald die vermeintlichen Widersprüche lösen. Denn durch das Erkennen und das Ergreifen seines ewigen Wesenskernes durch Sich-erinnern erkennt der Mensch, daß dieser Kern selbst der Gestalter dessen ist, was zunächst unerklärlich bleibt, was auch das Leben an Zwang und Not gebracht hat.

Auf diese Art schafft der Mensch sich Klarheit über sein Schicksal und schafft sich wahres „Selbst-Bewußtsein", Bewußtsein vom ewigen eigenen Wesenskern. — Warum fesselt uns die Selbstbiographie eines Menschen, der viel und Wichtiges erlebte, und der dies durch rechte Erinnerung im Anschaun und Denken miteinander verbinden kann? Gewiß liegt oft der Grund dazu auch im Interessanten eines Lebensweges, aber viel mehr noch — wenn auch unbewußt — ist es die Kunst des Ich-Erkennens und -Ergreifens, ist es die Bildung wahren Selbstbewußtseins, woran erlebt wird, was es heißt: „Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen und sagen: Das ist er, das ist sein eigen."

Wer im Erinnern seines Lebensganges die Geistessprache des eigenen höheren Wesens vernimmt, kann wieder als Genosse göttlich-geistiger Wesen leben. Dies wird sich um so mehr verstärken, je mehr der Mensch die offenen oder die verborgenen Berührungen mit dem Christus selbst in sich erweckt. Dann kann er allmählich begreifen lernen, wie sein eigenes ewiges Wesen mit dem des Christus eines ist.

Paulus erreicht eine Vollkommenheit in der Führung der Seelen. Er ruft in den Thessalonichern dasjenige wach, was eine Berührung mit ihrem höheren Wesen und mit dem Christus selbst war, was sie im Grunde wissen und woraus sie im Erinnern sich ein Selbst-Bewußtsein erschaffen können. Er weckt ihre Seelenflamme, entfacht und pflegt sie, damit sie dies selbst lernen.

„In euch selber (autoi) tragt ihr das Bewußtsein, daß unser Eingang bei euch kein leeres Geschehen war" (I. Thess. 2, 1). Ist nicht der „Eingang" des Paulus zugleich derjenige des Christus selbst gewesen?

„Ihr und die göttliche Welt seid Zeugen, wie wir auf göttlich reine Art und aus der Kraft des Guten

— nicht aber in einer Weise, die durch Persönliches verfälscht gewesen ist — eurem Vertrauen begegnet sind. Auch wisset ihr, daß wir uns um jeden helfend bemühn, wie ein Vater um seine Kinder" (2, 10).

Timotheus war bald von Athen nach Thessalonich gereist, um die Gemeinde zu stärken und ihr Vertrauen aufzurufen, „damit nicht einer erlahme in diesen Bedrängnissen. Ihr wisset ja selbst (autoi), daß dies uns am Herzen liegt. Auch haben wir euch, als wir bei euch waren, vorhergesagt, daß wir uns bereiten müssen, Nöte durchzutragen, was nun eingetreten ist. Auch dieses wisset ihr!" (3, 2—4).

Immer stärker entfacht Paulus in ihnen das Selbst-Bewußtsein: „Durch euer eigenes Wesen (autoi) seid ihr unmittelbar die Schüler Gottes in der Erweisung gegenseitiger Liebe" (4, 19). Ja, er spricht aus, daß sie, die Schüler, es seien, durch deren Vertrauen in das Christuswesen er selber den Trost des Geistes empfange in allem äußern Zwang (griechisch: anagke) und innerer Bedrängnis (griechisch: thlipsis) (I. Thess. 3, 7).

Aber hinter allem Erinnern an Lebenstatsachen und durch die Kraft, nun auch verborgene Tiefen des Erlebens zu durchdringen, steht ja die Geisteswelt, steht die Erscheinung des geistig kommenden Christuswesens selbst offen. Da kann der Mensch verborgenste Pforten seines Innern im Sich-Erinnern sprengen. Darum geht Paulus zur — „parusía", zur Geistes-Wiederkunft des Christus über: „In seines Wesens wahrer Kraft (autos) wird der Christus, wenn die Geistwelt ihr Bereitsein kündet, wenn der Erzengel spricht und die göttlichen Welten posaunen, aus den himmlischen Sphären niedersteigen. Da werden zuerst die Toten im Wesen des Christus erstehen. Dann werden wir, die Lebenden, zugleich mit jenen im Ätherreich des Wolkenseins zu der Sphäre des Luftkreises entrückt in die Begegnung mit dem Christuswesen" (1. Thess. 4, 16 und 17).

Nur die „Söhne des Lichtes und des Tages" (5, 5) werden der Begegnung teilhaftig sein. Wer „zur Nacht und zur Finsternis" gehört, wird, anstatt zu empfangen, auch noch dasjenige hergeben müssen, was der Inhalt seines nur auf die Erdenfinsternis gerichteten Bewußtseins ist. Denn der Christus kommt „wie der Dieb in der Nacht", ein Bringer „göttlichen Zornes" für Nachtbefangene, ein Spender der „Umkleidung mit dem Weltenheil" für die Söhne des Lichtes.

Im zweiten Brief an die Thessalonicher, der etwa ein Jahr später von Korinth aus geschrieben wurde, steigert sich das Geschehen zu apokalyptischer Höhe und Wucht. Da werden Gesetze des Welt- und Menschheitsganges aufgedeckt. Es wird gezeigt, wie vor der Enthüllung des Guten, dem Kommen des Christus, der Abfall vom Göttlichen und dessen Verursacher in die Erscheinung treten müssen. Hinter allen Schicksalskrisen, aber durch ihre Erprobungen vorbereitet, wird der Christus „im flammenden Weltenfeuer" (II. Thess. 1, 8) erscheinen. Die vorhergehende Zusammenballung der finstern Gewalten zeigt die Welt, wie sie durch den Abfall vom Göttlichen (apostasia) geworden ist, zeigt, wie auch der Mensch sich zum Werkzeug der Zerstörungsmächte machen kann. Bewußtes Weltzerstören (anomia) ist Wesen und Absicht der Mächte des Abgrundes. Ehe der Mensch zur Begnadung mit der Wesensoffenbarung des Christus sich erheben kann, muß er die Gegenkräfte zu erkennen versuchen. Dann erst kann er ja begreifen lernen, was das Christentum von ihm verlangt. Im Sinne der Menschheitsziele wirken ist erst möglich, wenn man weiß, was an Untergangskräften in der Welt verborgen liegt. Darum deckt Paulus auch deren Rolle auf. „Das Mysterium bewußten Zerstörens ist schon am Werk" (2, 6). Wie kann man das Wirken der Gegenmächte erkennen? „Der Zerstörungsmächte geistige Ankunft wirkt in vielfältiger satanischer Machenschaft, in Zeichen und Wundern der äußeren Scheinwelt und in allem, was der Selbstsucht durch verlockende Betörung dient" (2, 9). Und weiter: „Dann offenbart sich auch der Urheber der Vernichtungskräfte. Aber der Christus wird ihn bei seinem geistigen Kommen in seinen Geistesatem einbeziehen und durch seines Wesens Strahlenkraft unschädlich machen" (2, 7 und 8).

Was vorchristliche Denker und Propheten über das Vertrauen zu göttlichen Mächten in Schicksalskrisen ausgesprochen haben, gewinnt durch Christus einen unendlich vertieften Sinn. Jetzt sind es nicht mehr einige wenige, die in der Zurückgezogenheit vom Treiben der äußeren Welt in ihre Seele das höhere Wesen aufnehmen dürfen, jetzt ist jeder Mensch aufgerufen, in den Lebensproben, die jedes Schicksal mit sich bringt, „sein eigen" zu suchen und durch die Erkraftung mit wahrem Selbst-Bewußt-

sein den ruhenden Pol im eigenen Innern zu finden. Nur aus dem Geistigen heraus, nur durch die Vereinigung mit dem, der göttliches Wesen den Menschen wiedergegeben hat, kann der Mensch — auf neue Art — lernen, mit Selbstverständlichkeit, Vertrauen und Sicherheit „im innern Sturm und äußern Streite" den Lebensweg zu gehn.

Rechte Erinnerungspflege ist dazu ein Weg. Sie kann aber noch weiter und höher führen: zum Aufnehmen des göttlichen Friedens in die Menschenseele. Darum schließt Paulus beide Briefe an die Thessalonicher durch die besondere Betonung dieses Friedens.

„Er selbst (autos) der Gott des Friedens, durchdringe euch mit seinem heiligen Wesen. Geist, Seele und Leib mögen geläutert sein von verfälschtem Wesen, wenn unser Herr, der Christus-Jesus im geistigen Kommen sich uns mitteilt. Er ruft euch und ist getreu. Er wird es auch vollbringen" (I. Thess. 5, 23 und 24).

„Er selbst (autos), der Herr (kyrios = Christus) des Friedens, gebe euch den Frieden in euer ganzes Sein, wie alles sich auch wenden mag." (2. Thess. 3, 16)

Vor der Sixtina

Erika Bargum-Gunkel

O Maria, selig trugest Du den Sohn zur Erde nieder,
O Maria, gabst ihn wissend hin zur Rettung für die Brüder.

Doch seitdem sein Leib gehangen
An dem Stamm mit heil'gen Wunden —
Noch verheilten nicht die Schmerzen —
Blut entströmet alle Stunden.

Trauernd geht die Himmelsmutter
durch der Menschen wilden Chor:
Hält denn niemand eine Schale
für des Sohnes Blut empor?

Die letzten Dinge

August Pauli

Der christliche Glaube hat es nicht nur mit dem Jetzt und Hier zu tun, sondern ist zugleich die innere Gewißheit eines Kommenden, das im Gegenwärtigen keimhaft verborgen ist und dereinst sichtbar heraustreten wird. Der Einzelne mag vielleicht darauf verzichten, sich vom Kommenden, vom Ziel des Weltlaufs bestimmtere Vorstellungen zu bilden; die christliche Theologie aber wird sich immer gedrungen fühlen, auch in dieser Beziehung zu möglichst geklärten Gedanken zu kommen. Sie ist immer zugleich Eschatologie, Lehre von den letzten Dingen. Und nun kann es auch für uns von Interesse sein, zu sehen, welche Gestalt die letzten Dinge, Tod und Auferstehung, Gericht und ewiges Leben in der Vorstellungswelt eines protestantischen Theologen annehmen.

Das Buch von Paul Althaus: „Die letzten Dinge"* ist im wohltuenden Gegensatz zu manchen anderen Erzeugnissen theologischer Literatur durchaus klar und auch für den theologischen Laien verständlich geschrieben, in einer stets nüchtern gehaltenen Form, nirgends überschwänglich, und enthält im einzelnen viel Gutes und Richtiges. Wenn man trotzdem das im Fortgang der Lektüre sich verstärkende Empfinden bekommt, als entschwebe man, losgerissen von dem Boden erfaßbarer Wirklichkeit, immer weiter in die Lüfte wirklichkeitsfremder Spekulationen, so rührt das davon her, daß Althaus seine Gedanken vom Ende nicht so sehr durch ein Erspüren der im Weltgeschehen verborgenen Tendenzen als vielmehr durch Entfaltung der von ihm vorausgesetzten theologischen Begriffe ge-

* D. Paul Althaus, Die letzten Dinge. Verlag Bertelsmann, Gütersloh. 4. Auflage. 1933. 353 Seiten. Preis RM 12.—.

winnt. Zwar nimmt er auch immer wieder Bezug auf die Weltwirklichkeit, aber nur um darzutun, daß sich aus ihr kein Bild für die Zukunft und für das Ende ergeben könne. Die neue Welt, die einmal kommen soll, springt für ihn nicht irgendwie aus einer ihr entgegenreifenden Entwicklung als deren schließliches Ergebnis heraus, sondern er läßt sie abrupt, gewaltsam, durch eine in irgendeinem Zeitpunkt plötzlich hervorbrechende und das gegenwärtige Weltensein abschneidende göttliche Machttat eintreten, wie man sie nur vom Standpunkt eines Credo quia absurdum (Ich glaube es, weil es gegen alle Vernunft ist) aus erwarten kann.

Althaus ist kein Biblizist. Er stellt nicht wie manche andere einfach die in der Bibel enthaltenen Aussagen über die letzten Dinge zusammen, um sich daraus sein Zukunftsbild zu formen. Der Bibel gegenüber nimmt er die ursprünglich freiere Stellung Luthers ein, der den Wert der einzelnen biblischen Schriften darnach bemessen wollte, ob und wie sie „Christum treiben". Die Bedeutung Christi aber faßt sich für ihn wie für Luther zusammen in der Lehre von der Rechtfertigung aus Gnade, und aus dieser heraus, wie er sie versteht, entwickelt er auch seine Gedanken über die letzten Dinge. Indem sich Althaus das ihn beherrschende Gefühl einerseits der den Menschen vom Göttlichen ausschließenden Sündhaftigkeit, andrerseits einer göttlichen Liebe, die sich gleichwohl des Menschen annimmt, im Sinne der Lutherschen Rechtfertigungslehre deutet, hält er nun aber auch mit starrer Konsequenz gerade an der Schranke der Auffassung Luthers fest. Für Luther bestand nämlich das Heil nicht in einer wenn auch nur anfangsweisen, doch tatsächlichen Überwindung des sündigen Zustandes, in einer Wesensverwandlung des Menschen, sondern nur in einem „forensischen Akt", darin, daß Gott um Christi willen den Sünder freispricht und als gerecht behandelt, obwohl er nicht nur Sünder ist, sondern auch, wenn er sich zu guten Werken getrieben fühlt, in seinem Wesen Sünder bleibt. Erst im Tode fällt das sündhafte Wesen wirklich vom Menschen ab; erst drüben werden wir verwandelte und geheiligte Wesen sein.

Aber Althaus betont nicht nur mit Luther nachdrücklichst, daß das Heil nur in Vergebung der Sünde bestehe, und der Mensch erst in der Ewigkeit durch göttliche Macht- und Gnadentat in seinem Wesen verwandelt wird, sondern er geht noch einen Schritt weiter in einer Richtung, die bei einem christlichen Theologen doch einigermaßen verwunderlich ist.

Bisher war es die allgemeinere christliche Annahme, daß sich die Seelen der Verstorbenen bis zum Jüngsten Tag und der allgemeinen Totenauferweckung in einem Zwischenzustand befinden, der nach katholischer Auffassung für die meisten zunächst ein Hindurchgehen durch die Läuterungspein des Fegefeuers bedeutete, während die protestantische alsbald eine endgiltige Scheidung in Selige und Verdammte eintreten lassen wollte, eine Auffassung, die im neueren Protestantismus freilich vielfach zu der Annahme erweicht wurde, daß die Seelen doch auch drüben noch die Möglichkeit zu einer Weiterentwicklung finden würden. Durch diese Annahme eines schon für die hingeschiedenen Seelen eintretenden seligen oder unseligen Zustandes wurde die urchristliche, auf die Wiederkunft Christi und die leibliche Erweckung der Toten gerichtete Hoffnung im Bewußtsein der Christen zurückgedrängt. Wenn schon für alle einzelnen Seelen nach dem Tode die endgiltige Entscheidung fiel, würde das Weltgericht am Jüngsten Tage im Grund gegenstandslos, und es klang nur wie eine Verlegenheitsauskunft, wenn man sagte, daß für den Menschen der Leib so notwendig zum vollen Leben gehöre, daß erst mit der einstigen Wiedererweckung der gestorbenen Leiber sowohl Seligkeit wie Unseligkeit sich vollende.

Diese Schwierigkeit löst Althaus in einer Weise, die bei einem Theologen überraschen muß, indem er nämlich die selbständige Existenz einer Seele und die Möglichkeit ihres Fortlebens nach dem leiblichen Tode überhaupt verneint. Was wir Seele nennen, ist nur die Innenseite des Leibeseins und besteht nicht ohne dieses. An dieser Stelle hört Althaus plötzlich auf, nur mit der inneren Logik seiner theologischen Begriffe zu arbeiten, und bezieht sich auf naturwissenschaftliche Anschauungen, die die selbständige Existenz einer Seele bestreiten. Das heißt also: wenn der Mensch stirbt, ist nicht nur der Leib, sondern auch die Seele tot, das persönliche Sein löst sich auf, der Mensch existiert nach dem Tode nicht mehr, so wie er vor seiner Geburt noch nicht existiert hat. Das ist das an jedem, auch dem gläubigen und frommen Menschen sich vollziehende göttliche Gericht über die Sünde, das ihn zur Vernichtung verurteilt. Erst am Jüngsten Tage, bis zu dem den Toten ja die Zeit nicht lang wird, da sie nicht einmal schlafen, sondern überhaupt nicht sind, kommt der göttliche Gnadenratschluß an den Gläubigen zur Geltung, indem sie in verwandeltem Zustand mit einem neuen verklärten Leibe auferweckt werden, während die anderen — man weiß nicht recht, in welchem Leibe aufstehen, um an Leib und Seele die Pein der ewigen Verstoßung vor Gottes Angesicht zu erleiden. Wir sehen, daß Althaus sich in der Tat nicht scheut, nicht nur von der kirchlichen Tradition, sondern auch von der biblischen Auffassung abzuweichen, denn wenn es ein Reich der Toten gar nicht gibt, kann auch Christus nach seinem Tod nicht dahin abgestiegen sein, um den Toten Beistand zu leisten, wie auch sein Wort an den Schächer: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein", sich nicht erfüllt haben kann.

Wir stehen, wenn Althaus mit seiner Auffassung recht hat, vor einer völlig unverständlichen Härte des menschlichen Schicksals. Der Mensch, der nicht nur seinen Leib,

sondern auch seine Seele von den Eltern her überkommen hat, ist damit ohne seine Schuld, denn er existierte ja nicht vorher, in ein Dasein hineingeboren, in dem er Sünder sein muß, denn das Sichselbstwollen, das die Sünde ausmacht, gehört zum Wesen des Menschen, ist ein von allem Anfang an über dem Menschsein schwebendes, dunkles, rätselvolles Schicksal. Trotzdem soll er sich, von seinem Gewissen überführt, um dieses seines angeborenen Wesens willen, das sich dann auch notwendigerweise in seinen Taten auswirkt, als todeswürdigen Sünder vor Gott bekennen und das Zu-nichte-werden im Tode als verdiente Strafe empfangen. Wieviele Menschen kommen nun dazu, dieses in sich selbst nicht einmal verständliche Verwerfungsurteil in einer solchen Weise anzunehmen, daß ihnen dann auch die andere Seite, die Gnade zuteil werden kann? Die anderen aber, die bei den äußeren und inneren Umständen ihres Lebens aus der Dumpfheit ihres Bewußtseins niemals soweit erwachen können, daß ihnen die entscheidungsvolle Bedeutung einer solchen inneren Haltung klar und die „Rechtfertigung aus Gnaden" zum beherrschenden Mittelpunkt ihres Denkens und Lebens werden könnte, die sind dann zur ewigen Verdammnis erschaffen. Althaus will zwar auch sie der Gnade Gottes befehlen und rechnet mit der Möglichkeit, daß sie vielleicht noch im Moment der Auferweckung vor die Entscheidung gestellt werden könnten, womit freilich der Sinn des Auferweckungsgedankens alteriert würde. Wir unsrerseits müssen gestehen, daß wir, wenn diese Auffassung recht haben sollte, das Menschenschicksal ebenso grausam wie sinnlos finden und nicht verstehen können, wie Gott ein solches über seine Geschöpfe verhängen kann.

Aber es wird ja im Grunde alles sinnlos. Was soll die ganze menschliche Geschichte? Sie ist nach Althaus ein bloßes Auf und Ab, das weder im Guten noch im Bösen einem Ziele entgegenreift. Sie wird einmal durch Gottes Machttat einfach abgebrochen, kann ebensogut heute wie morgen abgebrochen werden, und man begreift nicht, warum Gottes Barmherzigkeit diesem grausamen Unsinn nicht ehestens ein Ziel setzt, der ja doch nur dazu führt, daß immer neue Menschen entstehen, von denen etliche vielleicht selig werden, die meisten doch nur ewigem Verderben anheimfallen können. Allerdings kommen bei Althaus am Schlusse auch solche Gedanken, daß ebenso, wie unser Leib als verklärter Leib von Gott wieder ins Dasein gerufen wird, so auch die Welt als neue Welt, die Natur als verklärte Natur, sogar die Erträgnisse der Geschichte, obwohl es eigentlich keine gibt, nach dem alles zunächst vernichtenden Gericht wieder irgendwie erweckt werden, so daß das Leben im künftigen Äon doch wieder Beziehungen hat zum heutigen. Aber in dieser Form schweben alle diese Gedanken, soviel Richtiges sie an und für sich enthalten, haltlos in der Luft und bleiben rein phantastische.

Im Zusammenhang seiner Ausführungen setzt sich Althaus auch mit der von Rudolf Steiner vertretenen und unter anderem auch von Rittelmeyer aufgenommenen Idee der Wiederverkörperung, der wiederholten Erdenleben auseinander, wobei er gelegentlich auch die sonstige professorale Gemessenheit seiner Diktion aufgibt und beinahe ausfällig wird. Das christliche Denken habe für diese Idee, so erklärt er, schon aus dem Grunde ein rundes Nein, weil sie der von uns erkannten wesentlichen Leiblichkeit des Menschen, der Unlöslichkeit von Leib und Seele widerspreche. Nun, bisher stand gerade das christliche Denken auf dem dualistischen Standpunkt von Leib und Seele und ließ die unsterbliche Menschenseele nach dem Tode des Leibes zu Gott gehen. Es ist interessant, wie Althaus seine neu gewonnene Überzeugung von der Sterblichkeit der Seele ohne Umstände für das christliche Denken in Anspruch nimmt. Des weiteren sieht er in der Wiederverkörperungslehre einen starren Individualismus und engen Moralismus, der zugunsten des mythologischen Zusammenhanges der verschiedenen Erdenleben des einzelnen die wirklichen geschichtlichen Zusammenhänge auflöse und die Würde der Geschichte verkenne — ein Urteil, zu dem man höstens dann kommen kann, wenn man die Idee der Wiederverkörperung nicht gründlich und umfassend durchdacht hat. Denn das rein persönliche Schicksal ist ja immer nur die eine Seite der Sache, im übrigen gewinnen wir durch die Idee der wiederholten Erdenleben etwas, was wir bei Anschauungen wie der von Althaus mit ihrem ziellosen Auf und Ab der Geschichte so gründlich vermissen, nämlich ein sinnvolles Bild der Geschichte als eines zusammenhängenden, in großen Entwicklungsstufen sich vollziehenden Werdens der Menschheit als einer geschlossenen Schicksalsgemeinschaft, an dem der Einzelne, indem er sich wiederverkörpert, jeweils teilnimmt, und in dessen Verlauf sich das menschliche Wesen zunächst immer mehr von den tragenden geistigen Mächten seines Ursprungs emanzipiert und in der Erdverbundenheit sich verselbständigt, um schließlich das Geistige in sich selbst, im eigenen höhern Ich zu finden.

Der Wiederverkörperungsgedanke ist auch kein enger Moralismus, wohl aber hilft er uns, die Tatsache der menschlichen Sündhaftigkeit zu verstehen. Der Einwand, daß die Notwendigkeit einer Sühne für Taten, die, im vorigen Leben begangen, dem Bewußtsein völlig entschwunden sind, sinnlos wäre, trifft ja nicht zu. Denn diese Taten haben sich im Übergang zur neuen Verkörperung umgesetzt in Wesens- und Charaktereigenschaften, für die der Mensch, obwohl sie ihm nun angeboren sind, nicht umhin kann, sich verantwortlich zu fühlen. Das gilt aber nicht nur für solche rein persönliche Eigenschaften, sondern für alles, worin ja auch Althaus durchaus mit Recht das angeborene sündhafte Wesen des Menschen als solchen sieht. Der innere Widerspruch, der darin liegt, daß der Mensch nicht umhin

kann, sich für etwas verantwortlich zu fühlen, was ihm doch schon angeboren ist, nötigt nun bei folgerichtigem Denken zu dem Schlusse, daß wir an dem Ursündenfall, der nicht auf der Erde, sondern vor dem Erdensein im Geistigen gedacht werden muß, alle schon beteiligt sind. Das seltsame und schwere Erdenschicksal des Menschen findet somit seine Erklärung darin, daß die menschliche Sünde, die im Geistigen bereits Tatsache ist, im Irdischen sichtbar herauskommen muß, um überwunden werden zu können. Die Menschheitsgeschichte ist darum in ihrer ersten Hälfte eine immer weitere Entfernung des Menschen von seinem göttlichen Ursprung, ein zunehmendes Sichverlieren im Irdischen, ein von Stufe zu Stufe sich vollendender Sündenfall, bis dann in der Mitte der Zeiten die Wende eintritt und durch Christus die Entwicklung dahin umgebogen wird, daß der aus Luzifers Krone auf die Erde gefallene Stein, das menschliche Ich, zur Gralesschale wird, die das Blut des Erlösers auffängt, ohne Bild gesprochen: daß der zu sich selbst gekommene Mensch nunmehr in Freiheit sich dem Göttlichen zuwendet, und sich sein Wesen dadurch von Stufe zu Stufe vergeistigt.

Die Auffassung von der wesenhaften Leiblichkeit des Menschen und der Sterblichkeit der menschlichen Seele, auf die sich Althaus als auf eine neue Erkenntnis etwas zu gute tut, bestätigt übrigens in interessanter Weise einen Prozeß, auf dessen Fortgang schon Rudolf Steiner aufmerksam gemacht hat. Die dualistische Anschauung des menschlichen Wesens als Leib und Seele ist nämlich gar nicht die ursprünglich christliche; Paulus unterscheidet deutlich Leib, Seele und Geist. Nachdem aber schon das kirchliche Dogma des Mittelalters sich auf die Zweiteilung in Leib und Seele festgelegt und den Geist gewissermaßen abgeschafft hat, ist die neue Zeit auf dem Wege, auch die Seele zu verlieren. Daß nun der Naturwissenschaftler nur diejenige Seite der Seele sieht, die in der Tat Innenseite des leiblichen Lebens ist und nach dem Tode, wenn auch nicht sogleich, der Auflösung verfällt, ist leichter zu verstehen. Der Theologe sollte doch etwas wissen von der ernsten Gedankenarbeit, die schon darauf verwendet worden ist, im Menschen ein der Herrschaft des Leibes entzogenes, der Eigengesetzlichkeit des Geistes folgendes Denken festzustellen und abzugrenzen, das schon da waltet, wo der Mensch sich denkend in die geistige Tatsachenwelt, etwa der Mathematik, erhebt, vollends wo er die göttlichen Weltgedanken nachdenkt. Desgleichen dürfte dem Christen das Ringen nicht unbekannt sein, das natürliche Leben vom Geiste aus zu durchdringen und zu beherrschen. Daß das Wesen des Menschen in der Leibhaftigkeit bestehe, trifft ja für heute noch gar nicht zu. Darin liegt doch für uns gerade die Problematik des Lebens im Leibe, daß der Leib noch zum kleinsten Teile unser ist und weit überwiegend noch ein Naturgeschehen in sich enthält, von dem wir wenig wissen, das wir noch weniger verstehen und erst recht nicht beherrschen. So betrachtet ist die Leibhaftigkeit des Menschen nicht eine gegebene Tatsache, sondern eine uns gestellte Aufgabe, und wir werden noch manche Verkörperung durchlaufen müssen, es wird sich erst noch vieles ändern müssen, bis unser Leib wirklich unser, bis er Ausdrucksmittel und Werkzeug des innersten, des geistigen Menschen ist. Vollendete Tatsache wird das erst im Auferstehungsleibe sein. So ergibt sich, daß Althaus bei seiner Betonung der Leibhaftigkeit wohl etwas Richtiges vorschwebt, das er aber nicht richtig herausbringt. Denn es war freilich eine verhängnisvolle Abirrung vom urchristlichen Impuls und ein gewisses Zurücksinken in indische Seelenhaltung, wenn der Christ nur seine Seele herausretten wollte aus dieser argen Welt und nur selig sein wollte im Himmel, während die Erdenwelt des Teufels sein mochte. Die Erde ist des Menschen Wohn- und Wirkensstätte. Auf und mit der Erde hat er als ein im Leibe lebendes Geistwesen seine Zukunft, und nicht heimzukehren in seinen himmlischen Ursprung ist des Menschen eigentliche Bestimmung, — das geschieht immer nur eine Zeitlang, um einen neuen Ansatzpunkt zu gewinnen —, sondern die Erde zu durchgeistigen. Aber die Wahrheit, die man meint, verkehrt sich in Irrtum, wenn man die Selbständigkeit des Seelisch-Geistigen gegenüber dem Leiblichen verkennt, die sich ja in einem gewissen Umfang schon jede Nacht, wenn wir im Schlafe liegen, dokumentiert. Im Leben ist der Mensch eine wunderbare Einheit von Geist, Seele und Leib und soll es immer mehr werden. Das hindert nicht, daß die verschiedenen Elemente seines Wesens verschiedenen Sphären des Daseins angehören und, wenn die Einheit im Tode für einige Zeit sich auflöst, jedes in seine Sphäre zurückkehrt, Erde zur Erde, Staub zum Staube, aber auch Geist zum Geiste. Wer das verkennt und sich als Theologe dem naturalistischen Dogma verschreibt, der sägt den Ast ab, auf dem er sitzt, denn mit den Glaubensphantasien von den endlichen göttlichen Macht- und Wundertaten schwebt er dann haltlos in der Luft.

Der christliche Glaube kann keine Zukunft haben, wenn er nicht den Boden einer erfaßbaren Wirklichkeit unter die Füße bekommt. Die urchristliche Hoffnung webte noch weithin im Unwirklichen; zu groß war noch der Gegensatz der äußeren wirklichen Welt zu dem, was jene Christen im Herzen trugen, als daß sie hätten hoffen können, es in ihr zu verwirklichen. Aber auch der Glaube der Reformation begnügte sich noch mit dem Gefühl der sündenvergebenden Gnade und erwartete das wirkliche Heil, die neue Welt von göttlicher Macht- und Wundertat am Jüngsten Tage. Inzwischen ist der Mensch so erdenwach und wirklichkeitszugewandt geworden, daß er sich mit schwebenden Gefühlen und Hoffnungen nicht mehr abfinden läßt, wenn der christliche Glaube nicht etwas aufweisen kann, wo die weltwandelnde Kraft des Christus schon zu einer wenigstens anfangsweisen Wirk-

lichkeit gekommen ist. Das läßt sich aber auch aufweisen, denn der Lutherglaube von der Rechtfertigung des Sünders, der dabei doch Sünder bleibt, ist nicht das letzte Wort. Er bleibt bei der Verkündigung stehen und schreitet nicht zur Wandlung fort. Was der christliche Kultus im Urbilde zeigt, indem er von der Verkündigung über die Opferung zur Wandlung schreitet, die Wandlung der Welt aus dem Geiste des Christus, wird zur Wirklichkeit im neuen Ich des Menschen, das ihn durch die Einwohnung Christi zum Glied an seinem Leibe macht, in der mit Christus anhebenden, der adamitischen Menschheit gegenüberstehenden neuen Menschheit, in der geistgeborenen Tat, die nicht mehr selbstische Sonderung, auch nicht bloße technische Leistung, sondern Schöpfung ist, in einer Kultur, die die Erde segnet und ihren Fluch löst nach dem Vorbilde Christi, der nicht nur die verlorenen Seelen, sondern auch die kranken Leiber heilte, und der das Brot segnete, so daß es nicht mehr nur materielle Erdenspeise, sondern Träger ewiger Lebenskräfte war, in einer Geschichte, die nicht etwa nur Kirchengeschichte, sondern Geschichte der Geistwirkungen Christi auf Erden ist. Das ist der Grund der neuen Wirklichkeit, auf dem wir stehen, der Anfang einer neuen Welt, deren Wachstum und Vollendung den kommenden Äon heraufführt, gewiß ein vorläufig noch schmaler Grund, eine immer noch kühne Hoffnung; wem sie aber zu kühn erscheint, dem können wir nur sagen, daß seine Hoffnung auf einen deus ex machina, der am Ende der Tage durch einen Zauberschlag erst alles das heraufführen soll, an dessen Verwirklichung wir heute verzweifeln, eine verzweifelte Hoffnung ist.

Und nun muß wohl verstanden werden: das letzte Ziel verwirklicht sich nicht mehr in geradliniger Entwicklung auf der Erde, wie etwa die Kulturoptimisten meinen. Gerade so, wie das Ende der Embryonalentwicklung durch den Sprung der Geburt, das Ende der Lebensentwicklung durch den Sprung des Todes erfolgt, so steht am Ende der ganzen gegenwärtigen Weltentwicklung der Sprung, der eine neue Menschheit auf einer neuen Erde, auf einem neuen Stern zu einem neuen Äon führen wird. Aber auch diese Geburt kann erst erfolgen, wenn alles dazu reif ist. Nicht von selbst und nicht ohne unser Zutun wird das eintreten, denn wenn wir nicht reif werden für das zukünftige Leben, so werden wir reif zum Gericht. Gott braucht uns freilich nicht, um seine Ziele zu erreichen; er kann, wenn die Menschen versagen, dem Abraham aus den Steinen Kinder erwecken. So bleibt es freilich immer in der Schwebe, ob die Menschen, ob wir das vorgesetzte Erdenziel erreichen. Das Ende wird kommen, wenn der Weiterbestand dieser unsrer Erde für die Ziele Gottes nichts mehr austrägt. Daß alle Menschen dann reif sein werden, in die neue höhere Welt hinüberzugehen, wird nicht zu hoffen sein. Zwischen denen, die aufsteigen, und denen, die zurückbleiben, wird dann eine ebenso unübersteigliche Kluft befestigt sein, wie heute zwischen den Menschen und den Tieren. Wie immer sich das aber gestalten möge, das eine ist sicher, denn es ergibt sich aus dem Hinblick auf das gesamte Wirken Gottes, daß diese letzten Dinge nicht durch eine göttliche Gewaltsamkeit erfolgen werden, sondern das reife Ergebnis einer ganz organisch fortschreitenden Entwicklung darstellen. Gedanken aber über die letzten Dinge, die aus theologischen Begriffen herausgesponnen werden und das göttliche Gesetz des Werdens verkennen, das unsre Welt beherrscht, sind, selbst wenn sie im einzelnen noch so viel Richtiges enthalten, aufs Ganze gesehen ein phantastischer Glaube.

Hermann Beckh †

Von Hermann Beckhs Lebensgang

Friedrich Rittelmeyer

Am 1. März ist der Priester Hermann Beckh im 62. Lebensjahr von der Erdenwelt geschieden. Aus dem Kreis der fünfundvierzig Urpriester, die im Jahr 1922, in ernstester Zeit, die Christengemeinschaft begründeten, ist er der erste, der die Todesschwelle überschritt.

Ein einzigartiger Gelehrter, ein seltener Geistesringer, ein begeisterter Geist-Künder ist in ihm von uns gegangen.

Im Sommer 1911 begegnete ich ihm zum erstenmal. Sein Lebensgang war eigenartig genug. Nach einem glänzenden Abiturientenexamen hatte er Aufnahme in das Münchener Maximilianeum gefunden unter die Auslese der tüchtigsten Studenten, die dort auf Staatskosten studieren. Dem juristischen Studium zugewandt, bestand er die Examina und erwarb sich den juristischen Doktorgrad. Aber der Juristenberuf bereitete ihm menschliche Schwierigkeiten. Er mußte verurteilen, wo er helfen wollte. So entschloß er sich, noch einmal von vorn zu beginnen und Sanskritforscher zu werden. Die indische Weisheitswelt zog seinen Geist mächtig an. Philosophischer Doktor, Privatdozent, dann außerordentlicher Professor an der Universität Berlin, war er neben anderen Forschungen vor allem mit der Herausgabe eines Lexikons der tibetischen Sprache beschäftigt. — Damals suchte ich Beziehung zu ihm in seiner Vaterstadt Nürnberg, da ich die Vermutung hatte, er müsse in einer Geistesgegend sein, wo die Entdeckung der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners nur noch eine Frage der Zeit ist. So war es auch. In jener Zeit war er von einem

starken Mißtrauen gegen alles herkömmliche Christentum erfüllt, aber voll interessanten Wissens auf den verschiedensten Gebieten, eines Wissens, das weniger auf dem gebahnten Weg zu einem ehrgeizigen Gelehrtenziel erworben war, als vielmehr auf freien Pfaden eines unermüdlichen, vielseitigen Suchens nach Wahrheit und vor allem nach lebendigem Geist. Diese Verbindung von anerkannter wissenschaftlicher Tüchtigkeit und ganz persönlichem Streben nach dem lebendigen Geist war das Charakteristische. Und in dieser Beziehung war in Deutschland weit und breit niemand zu finden, der ihm ähnlich gewesen wäre. Um seiner Geistesziele willen lernte er noch in vorgeschrittenen Jahren mit erstaunlicher Geistesenergie Persisch, Ägyptisch, Syrisch, Hebräisch zu den ihm schon vertrauten Sprachen Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch, Italienisch, Sankrit und Tibetisch hinzu. Aber überall suchte er nach dem Höchsten: nach der Geistoffenbarung im irdischen Abglanz. Den Spuren des Christuslichtes in allen Völkern ging er nach. Und man kann mit Sicherheit sagen, daß er ohne Rudolf Steiner Christus nicht gefunden hätte, daß er ihn aber dann fand in weltdurchleuchtender Größe. —

Als man ihm Ende 1921 von der bevorstehenden Gründung der Christengemeinschaft sagte, war er beinah ungehalten, daß er nicht vom allerersten Anfang an davon gewußt hatte, und entschloß sich sofort, sein Gelehrtendasein aufzugeben und sich der neuen Bewegung mit allen seinen Gaben zur Verfügung zu stellen. Ich besprach damals mit ihm, ob er nicht vorher noch durch einen öffentlich angekündigten Vortrag in der Universität — wo man ihn vor allem nach dem Erscheinen seiner beiden Buddha-Bändchen schätzte — gewissermaßen eine großzügige Herausforderung an die Gelehrtenwelt der ersten deutschen Universität ergehen lassen wollte. Das tat er auch. An einem eisig kalten Wintertag gingen wir zum Universitätsgebäude, auf entscheidende Aussprachen über die Bedeutung der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners gefaßt. Aber kein Einziger der durch das Thema Herausgeforderten war gekommen. Kein einziger „Wissenschaftler" meldete sich zur Aussprache. Vor einigen Studenten, einigen Zufallshörern, einigen Mitgliedern der Anthroposophischen Gesellschaft hielt Hermann Beckh seinen groß angelegten Vortrag. Der Vortrag verpuffte, wie wenn er in der Wüste gehalten worden wäre. Man wird ein solches, damals unbeachtetes Ereignis später einmal wie eine Art große geschichtliche Frage, wie eine Art ernsteste Prüfung, wie eine Art entscheidendes Gericht über das damalige deutsche Geistesleben empfinden. Das deutsche Geistesleben hatte versagt und muß die Folgen tragen.

Von da an wurde Hermann Beckh von der offiziellen Wissenschaft nicht mehr gehört. Er war für sie gestorben. Um so mehr als er von da an, ohne auf seinen Gelehrtennamen mehr Rücksicht zu nehmen, ganz vom Neuen aus lebte und schuf und Anstöße nicht scheute. Wie er im Kreis der vielen hundert Gelehrten des damaligen Berlin der Einzige, der Allereinzige war, der den Weg zur neuen Geistigkeit gefunden hatte, so war er andrerseits im Kreis der Hörer Rudolf Steiners die einzige anerkannte Fachgröße — gerade auf dem Gebiet der ältesten und reichsten Geistigkeit Indiens. Das war seine ganz besondere geschichtliche Stellung, die ihm für alle Zeiten bleiben wird.

Es ist hier nicht meine Absicht, den ganzen Lebensgang Hermann Beckhs in seiner Vielseitigkeit zu schildern, als vielmehr auf einige beispielhafte Lebensereignisse hinzuweisen, bei denen ich gerade in seiner Nähe war. So sei noch von seinen letzten Wochen erzählt. Ein geistig ungemein beweglicher Mensch, immer rastlos aktiv, ganz im eignen Suchen und Streben lebend, wenn auch mit der größten Bereitschaft, andre daran teilnehmen zu lassen, hatte er nun die Aufgabe, unter Schmerzen still auszuhalten und langsam seiner eignen Auflösung zuzusehen. Mit einer Lebenskraft und Geistesstärke, die uns andern unfaßlich war, studierte er noch wochenlang, während er nachts kaum eine Viertelstunde schlief, die wesentlichsten Bücher, die ihm in seinem Leben begegnet waren. Entweder sterbe ich, sagte er: dann ist dies die beste Vorbereitung; oder ich bleibe am Leben: dann ist es wieder das Beste, was ich tun kann. Wenn man ihn schmerzlich stöhnend und unruhig sich hin und her werfend fand, so brauchte man ihn nur auf ein Thema zu bringen, das ihn interessierte, und sofort begann er mit völlig ungeschwächter Stimme zu reden und gleich einen kleinen Vortrag zu halten — um am Schluß zu erklären, daß jetzt seine Schmerzen gar nicht mehr da seien. Nur in den allerletzten Tagen ist dies anders geworden. Da lag er ruhig in seinem Bett und ließ sich in stiller Feier Wahrspruchworte oder das Ritual der Christengemeinschaft vorlesen. In der Tiefe aber beschäftigten ihn Gedanken über sich selbst, über sein eignes Wesen und Leben, über seine Beziehung zu Menschen, über seine Beziehung zu Christus, und manches Wort der ernsten Selbstkritik, aber auch der innersten Geistverbundenheit haben wir von ihm gehört. Wir glaubten, vom Walten seines Engels etwas zu schauen, wenn ihm nach einem rastlosen Arbeitsleben vor seinem Übergang in eine höhere Welt noch diese Stunden innerster Selbstbesinnung geschenkt waren.

Nach monatelangem schwerem Leiden war dann der Lebensausgang ruhig und friedlich. Als wir an seinem Sterbelager und dann an seinem Sarg die letzten Feiern hielten, war es, wie wenn friedevolle Geistigkeit den Raum erfülle. Ein einzigartiger Gelehrter, ein seltener Geistesringer, ein begeisterter Geist-Künder hatte sein reiches Leben abgeschlossen und seinen Namen für immer in die bewegte Geschichte unsrer Zeit eingeschrieben.

*

Von Hermann Beckhs Geistesart

Emil Bock

Es war gegen Ende des Weltkrieges. In den freien Stunden, die mir mein militärischer Dienst ließ, trieb ich mich fleißig in den Hörsälen der Berliner Universität herum. Als ich mich einmal um eine Überschau dessen bemühte, was auf dem Gebiete der Religionsgeschichte geboten wurde, entdeckte ich, daß zwei Vorlesungen über den Islam und über den Buddhismus auf die gleiche Nachmittagsstunde fielen. Ich entschloß mich trotzdem, beide am gleichen Tage zu besuchen. So hörte ich die erste Hälfte der Stunde einem Professor zu, der, ein Muster von Korrektheit in Gestalt, Anzug und Sprechart, — später war er eine Zeitlang demokratischer preußischer Kultusminister — aus einem intellektuell und logisch überaus präzis formulierten Manuskript über Mohammed und seine Lehre vorlas. Als ich dann mitten in die Vorlesung über Buddhismus hineinkam, bot sich mir ein völlig andres Bild: Einen Berg von beschriebenen Zetteln vor sich, an die er sich aber nicht hielt, schüttete einer, dessen feurige und zugleich kindliche Augen wichtiger waren als eine korrekte Krawatte, mit begeistert-dröhnender Stimme eine überquellende Stofffülle auf die wenigen Hörer aus. Einen logischen Faden durfte man nicht suchen. Ich fragte mich, ob es das Zuviel des Darzubietenden sei, oder ob der plötzlich hereinplatzende Feldgraue den Herrn Professor etwas aus dem Konzept gebracht habe, jedenfalls verstand ich so gut wie nichts von dem, was ich hörte.

Das war meine erste Begegnung mit Professor Beckh und dem, was ich dann in der Folgezeit als eine wirkliche spirituelle Überfülle an ihm kennen und lieben lernte.

Professor Beckh war in unserer Mitte wie der Gast und Bote aus einer völlig andersartigen Weltordnung. In manchem schien er gar nicht recht in die Welt hineinzupassen, wie sie heute um uns her ist. Ein ganz elementarer Lebenstrieb ließ ihn mit heftiger und unablässiger Sehnsucht Ausschau halten nach einer Welt, in welcher das Geistige nicht spärlich und dünn, sondern in sprudelnder Fülle quillt und gewaltiger auf die Seelen und auch auf den Stoff einwirkt. Heimweh nach einer einst lebendigen Welt magischen Geistes, vor allem der magischen Kraft des geistkündenden Wortes, war der Antrieb seines Suchens und seines Wirkens.

Wie ein Schicksalsmagnet hatte deshalb der Orient, insbesondere der Klang der alten Sprachen Asiens, den früheren Juristen an sich gezogen. Die Suche nach dem realen und vollmächtigen Geiste war es, die ihn zu Rudolf Steiner führte und die es auch bewirkte, daß er sich mit der Selbstverständlichkeit und Unabwendbarkeit eines Naturereignisses dem Urpriesterkreise der Christengemeinschaft eingliederte. Das im Zelebrieren des Kultus wirkende Geistwort war ihm in einem besonderen Maße heimatlich. Der innere Anschluß, den er an die verborgene Zauberkraft des Wortes hatte, führte ihn immer wieder unwiderstehlich in die Urwelt-Höhen der schneebedeckten Berge und machte ihn in einem Maße, daß manche es ihm als Schrullen auslegten, zum Liebhaber der Sterne, Blumen, Kristalle und Kinder. Er war es, der ihn leitete, wenn er den Sternengesetzen in den Evangelien nachspürte; er ließ ihn schließlich bis in das Werk hinein, an dem er noch auf dem Sterbebett arbeitete, die Musik um und umdrehen, um zu den Gesetzen ihrer Magie vorzudringen. Im Bann und Dienst des Logos, des schöpferischen Wortes, stand sein Sein und Leben.

*

Von Hermann Beckhs Persönlichkeit

Rudolf von Koschützki

In ihm verkörperte sich eine große Kraft, leiblich sowohl wie geistig. Immer wieder unternahm er, auch in seinem vorgerückten Alter, Bergbesteigungen allein, die selbst jüngere Menschen nur mit einem Führer machen. Die Himmelsnähe der hohen Gipfel zog ihn hinauf, und er hatte das Bedürfnis, einsam dort oben zu sein — wie er in seinem ganzen Leben ein Einsamer war.

Es war nicht wenig, was er, unter den ersten die Christengemeinschaft mit begründend, dafür aufgab, nämlich eine Professur an der Hochschule. Hätte er sein großes Wissen in den Dienst der ablaufenden Kultur stellen wollen, er hätte eine hohe und geachtete Stelle im Universitätsleben erlangen können. Aber gerade die Tiefe seines Wissens zeigte ihm, daß die Menschheit auf dem bisherigen Wege nicht weiterkommen kann. Und nachdem er an sich und seiner Wissenschaft die unermeßliche Fruchtbarkeit jenes Denkens erfahren hatte, das durch Rudolf Steiner in die Welt gekommen ist, ergriff er ohne Besinnen die Gelegenheit, praktisch ins Leben hineinzuwirken, dort, wo die Fäden zwischen der Ewigkeit und der Endlichkeit hin- und herlaufen, und Antworten auf die wichtigsten und letzten Fragen des Lebens gesucht werden. Denn hier, auf dem Gebiete der Religion, hatte das abstrakte Denken ja die schlimmsten Verheerungen angerichtet.

So kam er in unsern Kreis. Aber auch in ihm war er von Anfang an einsamer als die andern. Wir bewunderten seine tiefe Gelehrsamkeit, seinen Fleiß und seine Aufopferung. Und im Grunde liebten wir ihn auch von Anfang an; denn in dem glieder- und geistesstarken Manne lebte ein Kind, das zwar nach dem bekannten Worte in jedem echten Manne lebt. Aber aus dem Gesicht unseres lieben Professor Beckh blickte es mit so großen und verwunderten Augen in die Welt, daß es zuweilen ein Lächeln weckte, das gewiß nicht kränken sollte, aber dennoch seine Einsamkeit nicht verminderte. Wenn er zuweilen in einem Privathause die Weihehandlung hielt, so war der Raum für ihn ausschließlich mit göttlichen Wesen bevölkert, und es wäre ihm nicht ein-

gefallen, aus Rücksicht auf die Gemüter der in andern Stockwerken Wohnenden seine gewaltige Stimme zu dämpfen.

Warum sollten sie von einer so herrlichen Sache ausgeschlossen sein? Aber wie gesagt: an so nebensächliche Dinge verschwendete er seine immer auf das Höchste gerichteten Gedanken nicht. Und diese beständige Richtung auf das Höchste machte ihn oft wehrlos in den Tiefen. Als in dem zweiten Jahre unseres Bestehens der ganze Priesterkreis vierter Klasse durch Deutschland reiste, um eine Synode abzuhalten, wo es am billigsten für uns war, vertrieb sich die Jugend (und wie jung war sie damals!) die lange Nacht damit, in dem Salon vierter Klasse Theater zu spielen, indem sie die komischen Seiten ihrer lieben Brüder unter allgemeiner Heiterkeit karrikierte. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch unser lieber Professor an die Reihe kam. Er nahm es nicht übel, aber er konnte sich auch nicht dagegen wehren. Das Menschenbild, diese ernsthafte Unternehmung der Götter, das er mit den Sternen verbunden wußte — wie konnte man Spott damit treiben!

Dann kamen wir nach Berka, wo unsere Lagerstätten in einem großen Saal auf der Erde ausgebreitet waren, ohne daß die Zivilisation irgendeine ihrer Bequemlichkeiten dazu gespendet hätte. Wir schliefen trotzdem gut; nur der arme Professor Beckh litt an einer so hartnäckigen Schlaflosigkeit, daß er kein Auge zutat, sondern die ganzen Nächte seine Blicke über die seltsame Schicksalsgemeinschaft schweifen ließ, in die er geraten war, und auf die auch der Mond und die Sterne durch die hohen Fenster herabblickten. Eng verbunden in einer großen Menschheitsangelegenheit — und dennoch Welten zwischen ihnen — jeder im Grunde ein Original und Einzelgänger auf seinem Wege — aber doch keiner so einsam wie Professor Beckh.

Oben in der Bergeinsamkeit war seine eigentliche Heimat. Dort kann ich mir ihn am besten vorstellen, selbst in einer so schlimmen Nacht, wie er sie einmal, im Schneesturm verirrt, auf einem Gletscher zubringen mußte. Die Füße im Rucksack, eine ganze Nacht, am Abgrund zusammengehockt, auf den neuen Tag wartend — falls man bis dahin nicht erstarrte — weit und breit keine menschliche Seele. Aber Hermann Beckh war ein Kind der Höhe. Wie der Witz so war ihm auch die Furcht im Grunde unbekannt. So kleinmenschliche Dinge gibt es da oben nicht. Sein starker Leib widerstand dem Sturm und der Kälte, und seine Seele war ja in ihrem Element. Die Sturmriesen und Eisriesen, das waren im Grunde seine Verwandten. Alles was groß war. Wer seine Sternenbücher liest, oder wer ihn über große Musiker reden und ihre Weltenklänge vortragen hörte, der kann sich vorstellen, welche Gedanken und Gefühle in jener Sturmnacht durch seine Seele gezogen sind.

Er erzählte solche Erlebnisse nicht als besondere Leistungen. Das große Staunen über die Wunder des Lebens, dieses Staunen, das die echten Weisen mit den Kindern gemein haben — das war auch sein Erleben der Naturgewalten. — Die eigene Lebensgefahr war daneben nur eine kleine Angelegenheit. Jetzt haben ihn die Gewalten der Tiefe grimmig angepackt. Schon den ganzen Sommer hörte man, daß er krank sei, nur ganz gebeugt unter heftigen Schmerzen sich bewegen könne. Wir dachten an Ischias oder dergleichen. Aber nun zeigte sich der Ernst seines Zustandes. Es war, als wenn die Erdentiefen sich dafür rächen wollten, daß er sie sein Leben lang so weit unter sich gelassen hat. Körperlich konnte er sich ihrer nicht mehr erwehren, aber sie haben ihn dennoch nicht untergekriegt.

*

Von Hermann Beckhs letzten Tagen

Erwin Schühle

Im Umkreis Sterbender und im Angesicht des Todes gewinnen Dinge eine Bedeutung, die wir ihnen sonst im Leben nicht beilegen können. Die Feierlichkeit des Todes gibt dem Irdischen ringsum ein doppeltes Gewicht. Es scheint, als fange die Welt zu reden an, da der Tote selber schweigt.

Am Abend vor der Bestattung von Professor Hermann Beckh versammelte sich ein kleiner Kreis von Angehörigen, Freunden und Mitpriestern in dem Zimmer, in dem er gelebt, gearbeitet und zuletzt schmerzvoll gelitten hatte. Der erste Teil des Bestattungsrituals wurde vollzogen. Es war ein Abschiednehmen von der Stätte seines Wirkens. Der Sarg war offen. Zu Häupten des Toten wurden die Kerzen entzündet. Der Schein der Lichter überleuchtete sein Antlitz und seine Gestalt. Die feierlichen Worte des Rituals ertönten. Sie machten offenbar, wie das Leuchten der Lichter über dem Toten nur der irdische Abglanz der Glorie des Geistes war, die jetzt erstrahlte.

Die Nacht hindurch wachten Freunde an seinem Sarg. Als wir in der Zeit der allerersten Morgenstunden, um zwei Priesterfreunde abzulösen, zu seinem Haus hinschritten, ging eben am Horizont der halbe Mond in wunderbarem Orange am Horizonte auf. Er schien über dem Haus zu stehen, in dem der Tote lag. Zur Linken des Mondes war ein heller Stern zu sehen. Es war Arctur. Die Gedanken wanderten zu dem Toten hin, dem die Sterne eine vertraute Welt geworden waren. Wie konnte er in Begeisterung erglühen, wenn er von den Sternen sprach. Wie horchte er auf, wenn man ihm auf dem Krankenlager von bestimmten Sternenkonstellationen am Abendhimmel berichtete. Bestimmte Sterne waren ihm vertraut wie Menschen: Sirius, Spica, Arctur, der Abendstern und andere. Nun traten wir nach diesem Sternenaufblick ins Innere des Hauses ein. Da lag er in dem Sarg, ein Jüngling schien er geworden, mit heitrem Lächeln. Zwei Kerzen brannten. Oben am Sarg standen

Rosen. Links war das Bett, auf dem er durch Wochen und Monate in großen Schmerzen gelegen war. Jetzt war es mit Blumen bedeckt.

Unsagbares bewegte in dieser nächtlichen Stunde das Herz. Erinnerungen an die letzten Wochen wachten jetzt auf. Dort an dem Bettrand war er vor Wochen gesessen, weil das Liegen zu schmerzhaft war. Er hatte noch zugehört, wie man von Ereignissen in unserer Bewegung erzählte. Der Schmerz schien vergessen. Immer wieder äußerte er, sich mit dem Schicksal der Christengemeinschaft verbindend: solche Dinge müßt ihr mir sagen; das muß ich wissen; das müßt ihr mir stets berichten. Unvergeßlich die Erinnerung an jenen Morgen in den Weihnachtstagen, als man schon an der Tür mit den Worten empfangen wurde, daß heute ein Festtag im Hause sei. Hermann Beckh lag im Bett. Er hatte eben die Korrektur seines Liedes „Die Rosen von Damaskus" beendigt, mit dessen Drucklegung ihn ein Freund der Darmstädter Gemeinde beglückt hatte, und war in heiterer, ursprünglichster Stimmung. Er ließ sich ankleiden und von einem ihm teuren Besuch im Fahrstuhl — das Gehen war nicht mehr möglich — zum Klavier hinfahren. Dort spielte er noch einmal das Lied vor, das in den Worten ausklingt: „Mit Rosen will ich drum zu Tisch, mit Rosen schlummern gehn, mit Rosen steigen in die Gruft, mit Rosen auferstehn." Die Rosen zu Häupten des Sargs schienen es wahrzumachen. Als er uns seine Himmelfahrtsmusik vorspielte und ganz den Klängen hingegeben herübersah, sagte er noch: Bei dieser Musik läßt es sich sterben; sie müßt ihr mir bei meinem Tode spielen. Diesen Wunsch erfüllten wir ihm.

Die Liebe zum Wort, die Liebe zu den Sternen und die Liebe zur Musik trug er in seiner Seele. Novalis, den Hermann Beckh von allen Dichtern wohl am meisten liebte, beginnt sein Märchen aus dem Heinrich von Ofterdingen mit einer Szene im Palast eines Königs, der den Namen des Sternes trägt, dessen Feuerzeichen wir in jener Nacht über dem Haus des Toten errichtet sahen. Der König Arctur und seine Tochter Freia beginnen ein Spiel mit Blättern, auf denen heilige, tiefsinnige Zeichen standen, die aus lauter Sternbildern zusammengesetzt waren. „Zugleich ließ sich eine sanfte, aber tiefbewegende Musik in der Luft hören, die von den im Saal sich wunderlich durcheinander schlingenden Sternen, und den übrigen sonderbaren Bewegungen zu entstehen schien. Die Sterne schwangen sich, bald langsam, bald schnell, in beständig veränderten Linien umher, und bildeten, nach dem Sange der Musik, die Figuren der Blätter auf das kunstreichste nach." Will Novalis nicht in seinem Märchen auf das Urgeheimnis der Sterne und der Musik hindeuten? Sollte nicht — im Stile des Novalismärchens gesprochen — der, an dessen Sarg wir wachten, zu Zeiten ein Gast am Hofe des Arctur gewesen sein zusammen mit all denen, die das Wort, die Sterne und die Musik lieben?

*

Von Hermann Beckhs literarischem Lebenswerk

Rudolf Frieling

Als Hermann Beckh 1922 nach Aufgabe seiner Berliner Dozentur Priester der Christengemeinschaft wurde, hatte er sich bereits in der wissenschaftlichen Welt einen Namen gemacht durch ein Werk über den Buddhismus. Zwei unscheinbare kleine Bändchen in der Sammlung Göschen, die aber viel Aufmerksamkeit fanden. Was hier auffiel, war eine von der üblichen Art abweichende Betrachtungsweise. Die Lehre Buddhas sah man hier konsequent unter den Gesichtspunkt des meditativen Lebens und der damit zusammenhängenden eigentümlichen Erfahrungen gestellt. Das menschliche Bewußtsein wurde dabei als wandelbar betrachtet; die Möglichkeit, durch innere Arbeit zu anderen Formen des Bewußtseins zu gelangen, war ernsthaft in Rechnung gezogen. Einleuchtend zeigte Beckh, wie es dem Buddha gar nicht darum zu tun war, ein spekulatives System metaphysischer Wahrheiten zu entwickeln, worin auf die „letzten Fragen" Antworten gegeben werden, die durch ein im „gewöhnlichen Bewußtsein" verbleibendes Nachdenken gewonnen sind. Buddha wollte gar nicht abstrakte Fragen abstrakt beantworten, er wollte vielmehr auf den Weg gewisser innerer Erfahrungen führen, aus denen heraus solche Fragen gar nicht mehr oder aber dann erst in der richtigen Weise gestellt werden. Von diesem Gesichtspunkt aus erhielt vieles, was Buddha gesagt und — vor allem auch: nicht gesagt hat, eine neue Beleuchtung, so auch der umstrittene Begriff des Nirvana.

Nicht nur gelehrte Kenntnis sprach aus diesem Werk, sondern auch ein sachkundiges Eingehen auf das dem Abendländer zunächst so fremdartige meditative Leben des Fernen Ostens. Daß er so über den Buddhismus schreiben konnte, verdankte Beckh seinem großen Lehrer Rudolf Steiner, als dessen Schüler er nicht nur in den Gedankengängen des höheren Wissens heimisch war, sondern auch selbst den Weg meditativer Praxis betreten hatte.

Es gibt so manchen Kenner und Schätzer der östlichen Weisheit, der von ihr so imponierende Eindrücke empfangen hat, daß er dadurch unserer christlich-europäischen Kultur entfremdet wird und im Geiste „auswandert". Davor war Beckh dadurch geschützt, daß er zwar diese Weisheit des Ostens voll würdigen und verehren konnte, andererseits aber die Erkenntnis in sich trug von dem zentralen, unvergleichlich erhabenen Erlösungs-Mysterium Christi und von der wichtigen, letzten Endes auf dieses Mysterium hingeordneten Ich-Aufgabe Europas. (Vor den Lesern unserer Zeitschrift darf das wohl in dieser abgekürzten Form ausgesprochen werden.)

Beckh wurde, wie gesagt, 1922 christlicher Priester in unserer religiösen Erneuerungs-Bewegung. Dabei ist wichtig, daß sein Priestertum und sein Professorentum (er wurde ja charakteristischerweise nie anders als „Pro-

fessor Beckh" genannt, die Professoren-Linie wissenschaftlichen Forschens und Lehrens brach bei ihm nicht ab) nicht auf zwei Gleisen beziehungslos nebeneinander herliefen. Wie es ja zuweilen vorkommt, daß ein Priester noch nebenher irgendein entlegenes Spezialgebiet bearbeitet, zum Beispiel Pater Waßmann S. J. ein großer Ameisenforscher war. Bei Beckh vereinigten sich der christliche Priester und der orientalistische Professor auf organische Weise. Man stand vor dem Phänomen, daß ein Kenner und Liebhaber der östlichen Weisheit sich nicht, wie so mancher europäische „Indiengänger" auf den Weg verloren hatte, der „von Christus zu Buddha" führt. Vielmehr: Beckh lebte in dem vollen Bewußtsein dessen, was der weltgeschichtliche Schritt „von Buddha zu Christus" zu bedeuten hat. Er hatte den Buddhismus in all seiner Größe erkennend und erlebend in sich aufgenommen und setzte ihn in seinem Innern, unterscheidend und verbindend, in die rechte Beziehung zu der noch größeren Erlösungs-Tat Christi.

So schrieb er 1925 das inhaltschwere Büchlein „Von Buddha zu Christus". Daß es im Rahmen der als „Sekte" abgestempelten Christengemeinschaft erschien, hat wohl mit verhindert, daß es — über unsere Kreise hinaus — als Ereignis in der Geschichte der europäischen Wissenschaft erkannt wurde; als solches muß es aber doch wohl gelten.

Dasselbe Jahr 1925 brachte außerdem noch den „Hingang des Vollendeten", ein neues Zeugnis für Beckhs intime Kennerschaft des Buddhismus. Es handelt sich um das sogenannte buddhistische Todes-Evangelium (Maha para nibbana sutta), wo in wunderbarer, poetisch-erhabener Weise Buddhas Hingang ins Nirvana geschildert wird. Das Feierliche und rhythmisch-Durchatmete des Urtextes hat Beckh als nach-dichtender Übersetzer in einer wahrhaft genialen Weise wiedergegeben, abgesehen von seinen bedeutungsvollen Anmerkungen zum Inhaltlichen dieses Textes.

Ebenfalls dem indischen Kulturbereich gehört der vedische „Hymnus an die Erde" an, dessen Übersetzung Beckh 1934 veröffentlichte. Das ist freilich eine ganz andere Welt als der Buddhismus, übrigens auch als die meiste sonstige indische Literatur. Der Hymnus ist voller Freude am Erden-Dasein, scheinbar „naiv", aber doch von tiefen spirituellen Untergründen getragen, „naiv" im Sinn des Ursprünglich-Echten und Unverdorbenen. Seine echte Naturverbundenheit kam dem Übersetzer hier zu Hilfe, in der Wiedergabe dieses großartig-urwüchsigen, „Erdgeruch" atmenden Textes den rechten Ton zu finden.

Beckhs wissenschaftliches Interesse gehörte nicht einseitig dem Indischen. Es wandte sich auch der persischen Kultur zu, in deren Mitte die ragende Gestalt Zarathustras steht. Trägt das indische Geistesleben vor allem den Charakter in-sich-versenkter Innerlichkeit (der genannte „Hymnus an die Erde" gehört zu den „Ausnahmen"), nach Innen schauender Mystik, so stand hinter dem Persertum ein mehr nach außen, auf das Erden-Werk gerichteter Wille, ein weniger „mystisch" als vielmehr „magisch" zu nennender Impuls. Gerade durch dieses ihr Interesse für die Erde und ihre Umgestaltung hat die Geistigkeit Zarathustras tiefe und geheimnisvolle Beziehungen zu dem in seiner kosmischen Größe verstandenen Christus-Ereignis. Beckh schrieb ein Büchlein „Zarathustra" (1927), in dem er diese zum Christus-Mysterium hinführenden Linien behandelte, wobei auch auf gewisse Stellen in Nietzsches „Zarathustra" ein hochinteressantes Licht fiel. Als Sprachforscher führte er zugleich in manche Eigentümlichkeiten des Avesta ein und ließ dem Leser eine Reihe von wichtigen Worten der iranischen Sprache zum Erlebnis werden, dies vor allem auch in seinem Buch „Aus der Welt der Mysterien" (ebenfalls 1927).

Seine Beschäftigung mit Ägypten fand ihren literarischen Niederschlag vor allem in der zart empfundenen Darstellung des Isis-Geheimnisses („Aus der Welt der Mysterien") — Isis in ihrer Beziehung zum Mysterium des „Ewig-Weiblichen", in ihrer Beziehung zur Gestalt der Maria.

So trug er die großen vorchristlichen Kulturen des alten Orients, Indien, Persien, Ägypten, in sich. Und zwar eben nicht als „Spezialinteresse" neben dem Christlich-Priesterlichen her, sondern als die weite großzügige Geisteslandschaft, die den Rahmen abgibt, innerhalb dessen das Evangelium erst in seinem ganzen kosmischen Format und in seiner menschheitlichen Allgenugsamkeit zur Geltung kommt.

Dieser Blick auf Beckhs Orientalistik wäre unvollständig, würde man nicht auch noch seiner Arbeit am Alten Testament gedenken. Der Ausgangspunkt war für ihn zunächst wieder das Sprachliche, wie es sich in offenbarender Monumentalität gerade im Alt-Hebräischen darlebt. Schon 1921 hatte Beckh eine kleine, aber inhaltreiche Broschüre verfaßt, „Es werde Licht", wo er an Hand eines einzigen Genesis-Satzes gewisse Beziehungen des Ursprachlichen darstellt, Philologie und Esoterik miteinander verbindend.

In dem ersten Bändchen, das von Beckh in der Schriftenreihe „Christus aller Erde" erschien, „Der Ursprung im Lichte" (1924), behandelt er die mächtige Hieroglyphik der biblischen Urgeschichte, von der Schöpfung bis zum Regenbogen des Noah.

Den Abschluß dieser alt-testamentlichen Linie bildet „Der 23. Psalm" (1935), übersetzt und — komponiert. Äußerlich betrachtet sehr wenig umfangreich, aber doch ein Kleinod, das sich ausnimmt wie eine vorausnehmende Weissagung der einstigen Vereinigung von Wissenschaft, Kunst und Religion. Der 23. Psalm, übersetzt und komponiert, bildet den würdigen Abschluß von Beckhs orientalistischer Lebensarbeit.

*

Indien — Persien — Ägypten — Altes Testament — wie reich war die wissenschaftliche Welt dieses Gelehrten! Und doch, sie ist damit noch nicht erschöpfend umschrieben.

Gelegentlich der Freiburger Tagung 1926 aufgefordert, in positiver Kritik der Bestrebungen von Arthur Drews den kosmischen Rhythmus im Markus-Evangelium in seiner wahren Gestalt und in seiner wahren Bedeutung darzutun, wurde Beckh in das Gebiet der Sternen-Weisheit geführt, das bald sein Interesse immer mächtiger fesselte. Der Ertrag dieses neuen Forschens war zunächst 1928 das Buch „Der kosmische Rhythmus im Markus-Evangelium." Das so oft als das „schlichteste", will sagen „simpelste" und „geistig anspruchloseste" der Evangelien angesehene Markus-Evangelium offenbart sich da in seiner majestätisch-hoheitsvollen Sternen-Anordnung, freilich anders, und vor allem: zu ganz anderen Schlußfolgerungen führend als bei Arthur Drews. Letzterer folgert aus der Sternen-Anordnung, daß es sich um einen bloßen Mythos handle. Er rechnet von vornherein nicht mit einer wirklichen Geist-Welt, die sich auch in den Sternbildern offenbart, die als den Inbegriff ihrer selbst den Gottes-Sohn und Sonnen-Geist Christus auf die Erde sendet. Eben weil Christus eine kosmische Wesenheit war, konnte sein Erdenleben nicht anders als nach der Sternen-Ordnung verlaufen. Sein Leben ist mit Sternen-Schrift in die Erde eingeschrieben.

1930 folgte dann „Der kosmische Rhythmus, das Sternengeheimnis und Erdengeheimnis im Johannes-Evangelium". In diesem umfangreichen Werke kam, wie schon aus dem Titel hervorgeht, noch eine neue Note zur eigentlichen Sternenbetrachtung hinzu: das Alchymistische. Kein zufälliger Zusammenhang! Novalis, mit dessen Welt Beckh innig vertraut war, hat nicht umsonst „die Sterne" und „die Steine" in bedeutsame Beziehung miteinander gebracht. So entstand als ein Nachklang des Buches über das Johannes-Evangelium, in dem ja die große Frage der Transsubstantiation gerade im Zusammenhang mit johanneischer Geistigkeit berührt worden war, das Büchlein „Vom Geheimnis der Stoffeswelt (Alchymie)", (1931).

Genauer betrachtet, war das Alchymistische eigentlich doch nicht eine „neue" Nuance im Werke Hermann Beckhs; denn angeklungen war es schon früher. „Von Buddha zu Christus" endet mit einem Hinweis auf die Apokalypse und die darin enthaltenen Mysterien alchymistischer Transsubstantiation, wie sie sich krönend in der Schau des „himmlischen Jerusalem" zusammenfassen. — Der Apokalypse war ein Sammelbändchen der Schriftenreihe „Christus aller Erde" gewidmet, das 1925 erschien, unter dem Titel: „Gegenwartsrätsel im Offenbarungslicht". Beckh hatte einen Aufsatz zugesagt über das „himmlische Jerusalem". Es gab eine Überraschung, als dieser Beitrag sich in Form eines — Gedichtes präsentierte. Der Intuitionen Beckhs hatte sich da einfach elementar Bahn gebrochen, er konnte nicht anders als seinen Beitrag in [illegible]-Gedichter dichterischer Form geben. Auch in diesem Falle viel zu wenig gekannten Gedichtes erweist sich seine Beheimatung in der Geisteswelt des Novalis. — Alchymistisches behandelte Beckh ferner in einem kleinen Aufsatz in unserer Zeitschrift über das Schneewittchen-Märchen, mit feinem Takt der Darstellung die Intimität der Märchen-Sphäre wahrend und doch dem bewußten Erkenntnis-Streben reiche Wissens-Schätze vermittelnd. (Auf seine sonstigen wertvollen Aufsätze in der Zeitschrift „Die Christengemeinschaft" einzugehen würde den Rahmen dieses Überblickes sprengen. So sei wenigstens dieser stimmungsvolle Schneewittchen-Aufsatz als einer für viele erwähnt!)

Ebenso wie von der Alchymie ließe sich auch von dem „Sternen"-Motiv sagen, daß es schon früher angeklungen sei: nämlich in der originellen Broschüre „Vom geistigen Wesen der Tonarten" (1922), wo die geistig-seelischen Bereiche der verschiedenen Tonarten mit den zwölf Weltqualitäten der Tierkreiszeichen in Verbindung gebracht sind.

Damit stehen wir vor einer dritten Geistesprovinz, auf deren Gebiet Beckh produktiv tätig war: zum „alten Orient", zu „Sternen und Steinen" kommt noch hinzu: die Musik.

Gerade zweimal sieben Jahre sind seit dieser kleinen Tonarten-Broschüre verflossen bis zu Beckhs großem Buch „Die Sprache der Tonart in der Musik von Bach bis Bruckner. Mit besonderer Berücksichtigung des Wagnerschen Musikdramas", das, im vorigen Jahr geschrieben, jetzt zu Ostern 1937 als sein Vermächtniswerk herauskommt. Die Skizze von 1922 ist zum ausgeführten farbenreichen Gemälde geworden. Was damals kurz angedeutet wurde, ist nun durch eine überwältigende Fülle von Beobachtungsmaterial — man darf schon sagen: bewiesen. Die verschiedenen Tonarten stehen als charakteristisch-individuelle geistig-seelische Wesenheiten vor uns. Ehe ein solches Buch geschrieben werden konnte, mußte ein jahrzehntelanges Leben im Musikalischen vorangehen. Beckh überschaut die ganze tönende Welt unserer musikalischen Klassiker, ihre Hervorbringungen im Großen wie im Kleinen, von der Symphonie bis zum Klavier-Präludium, und erweist sich immer wieder als feinfühliger Interpret. Ungeahnte Tiefen weiß er dem Werke Richard Wagners abzugewinnen, der Tonarten-Sprache sowohl wie auch den mythischen Bildern und mysterienhaften Gestaltungen der verschiedenen Musikdramen, vom „Fliegenden Holländer" bis zum „Parsifal". Schon 1930 hatte er in seiner weihevollen, meditative Stimmung atmenden Darstellung „Das Christus-Erlebnis im Dramatisch-Musikalischen von Richard Wagners Parsifal" eine

Ahnung davon erweckt, wieviel es bei Richard Wagner noch zu entdecken gibt. — Um auf sein letztes Buch „Die Sprache der Tonart“ noch einmal zurückzukommen: das letzte Wort hat hier nicht Wagner, sondern Bruckners Neunte Symphonie. Sie steht immer schon im Hintergrund des Ganzen, am Schluß tritt sie dann endgiltig hervor. Sie ist Bruckners Todes-Symphonie, sein Abschied vom Leben. Wie Beckh gerade die Mysterien dieser Todes- und Abschiedssymphonie deutet, selbst schon nicht mehr fern von der geheimnisvollen Schwelle, gehört zu den eindrucksvollsten Erlebnissen beim Lesen dieses nachgelassenen Werkes. —

Beckhs Beziehung zur Musik trat in seinen letzten Lebensjahren dadurch noch in ein besonderes Stadium, daß er zu komponieren begann. (Neben Unveröffentlichtem: „Der 23. Psalm“, „Die Rosen von Damaskus“.) Es liegt etwas menschlich Ergreifendes darin, wie da eine Seele zu klingen und tönen begann, die in ihren unbewußten Tiefen von der bevorstehenden Heimkehr in die Welt ihres Ursprungs wissen mochte. —

*

„Vielseitig“ — das ist vielleicht der erste Eindruck angesichts dieses Lebenswerkes. Aber auf die Dauer wird dieser Eindruck durch einen anderen ergänzt: vielseitig, ja; aber doch im Grunde ganz einheitlich.

Die tönende Wortgewalt altheiliger Sakralsprachen, die Harmonie der Himmelssphären, der verzauberte Sternenklang in Stoffestiefen, die farbige Mannigfaltigkeit der Tonarten — es ist ein und dieselbe ganz bestimmte Seite des Welten-Seins (die sich uns im Schaffen Hermann Beckhs zukehrt; eine Welten-Region, in der es wortet, klingt und tönt, in der es feierlich-groß und monumental-gewaltig zugeht.

Und es ist stets ein und dieselbe Seelenhaltung, die sich in all diesen Schriften offenbart. Sie alle tragen den Charakter des „erlebten Wissens“. Man spürt die Kraft der Andächtigkeit, der Meditation wie eine dichte Substanz. Man vernimmt den sonoren Klang eines blutvollen Seelenlebens, das in all seiner urwüchsigen Kraft und Vitalität geistgeneigte Liebe ist. —

*

Abschiedsworte für Hermann Beckh

gesprochen bei der Trauerfeier am 4. März 1937

Gottfried Husemann

Das Kranken- und Schmerzenslager unseres lieben Freundes Hermann Beckh hat sich in einen wunderbaren Blütenflor, in eine Fülle von Blüten verwandelt. Der Mund, der so oft in den letzten Wochen Anlaß zur herben Klage hatte, der uns Mitteilung machte von den oft furchtbaren Schmerzen — er kündete nun Freude und kindliches Erstaunen. Wir sahen alle diese offenbare Verwandlung. Und die Seele unseres Freundes, die in den letzten Monaten der ganzen Bitternis des Todes begegnete, die oft von dunklen Mächten geängstet war, löste sich in Frieden vom Leibe. Einer seiner Freunde hat es ausgesprochen: Beckh konnte in Frieden sterben, weil er den Tod durchlitt, noch als er lebte. Und die hochbetagte verehrungswürdige Mutter, welche zuerst den Gatten, dann die Tochter verlor, hat angesichts des im Tode verklärten Sohnes ausgesprochen: „Ich freue mich über das, was ich sehe, denn es war ein Sieg.“

Oft haben ihn seine Freunde, während er krank lag, besucht, und es war ergreifend zu sehen, wie eine geistige Anregung, ja schon die bloße Anwesenheit eines Menschen für ihn genügte, um sich der ganzen Qual der Krankheit zu entreißen, sich aufzurichten und der gemeinsamen Betrachtung eines Gegenstandes hinzugeben. Einmal wurde ihm an einem besonders schweren Tage ein plastisches Kunstwerk gebracht. Er freute sich von Herzen des Fortschritts der ihm bekannten Künstlerin. „Mich erquickt, wenn ich nur dieses Werden sehe — ja, das Geistige war mein ganzes Leben.“ Und das war die Wahrheit.

Der Mann, der über sein Leben so sprechen konnte, hat der Menschheit geistige Geschenke hinterlassen, zu denen sie erst wird heranreifen müssen. Sein Geist fühlte sich von jeher hingezogen zu den großen Individualitäten, den Menschheitsführern. So sprach und schrieb er über Zarathustra, den Sonnenkünder, über Buddha, den Vollendeten. Seine Werke zeugen von ihnen. Er konnte uns die Geisteshelden der Vorzeit nahebringen wie kein anderer. Sie lebten auf in seinem Wort.

Zugleich fühlte er sich auf das lebendigste verbunden mit allem Naturwirken, mit aller Naturschönheit. Wie innig liebte er die Sterne, und wie begeistert hat er über sie gesprochen. Sein Geist weilte selbst in jenen Höhen.

Und wie liebte er die Berge, — die Berge, die man das Charakteristische dieser Erde nennen könnte, weil sie das Physische erhöhen und in das Erleben des Geistigen überführen; die Berge, die die Metalle und die Kristalle bergen. Ihren Tiefen hatte er sich ganz verbunden.

Hermann Beckh suchte den Sinn der Erde. So trat er an die Evangelien heran. Und das Licht der Höhen, den ganzen Reichtum der Tiefe fand er in ihnen wieder. Er hat sie uns neu gezeigt, und wurde ein Verkünder des Christus, aus unendlicher, verjüngender Begeisterung, aus tiefem Geisteswissen.

Das alles steigerte sich ihm zum Erleben des Musikalischen, dem er so ganz hingegeben war. Das letzte Werk, das er vollendete, und das nun bald erscheinen wird, zeugt von seinem wunderbaren Verständnis der Tonarten. Er hat noch in den allerletzten Tagen, als die Blätter schon seinen Händen entfielen, die Bogen korrigiert. Er freute sich, daß er „mit diesen wunderbaren Inhalten nun hinübergehen dürfe“.

In diesem Sinne wirkte unser Freund in unsern Gemeinden immer wieder anregend, befeuernd, bewahrend und selber den Geistesschatz mehrend. In alledem folgte er dem großen Lehrer Rudolf Steiner, den gefunden zu haben er als das Glück seines Lebens betrachtete.

Etwas Besonderes war in Hermann Beckh, wenn er über die rechte Verehrung dem Lehrer gegenüber sprach. Von herrlicher Klarheit waren da seine Gedanken, und unerbittlich der Ernst der Forderung. Ein Vorbild war er uns und eine Mahnung.

Wenn Hermann Beckh sprach, erlebte man oft, wie die ganze Fülle seines geistigen Erlebens ihn unmittelbar inspirierte. In seinen Gedanken konnte man dem Dasein der geistigen Welt begegnen. Und in der Wärme seines Wortes dem gütigen Lehrer, dem er folgen wollte. Wir, seine Freunde, haben heute zu den Füßen des Dahingegangenen niedergelegt ein Kreuz mit roten Rosen. Und wir wollen unsere Gedanken vereinigen mit den seinen, und damit seiner Seele, indem wir im Abschiedsaugenblick die Worte sprechen:

Aus dem Göttlichen weset die Menschheit
In dem Christus wird Leben der Tod
In des Geistes Weltgedanken erwachet die Seele.

*

Abschiedsgruß für Hermann Beckh

Kurt Piper

Da stand der Wandrer auf, es blühten Sterne
Schon aus dem Dunkel über'm stillen Land.
„Gesegn' euch Gott! Mein Heimatland liegt ferne . . ."
Und als er von den beiden sich gewandt,
Kam himmlisch Klingen von der Waldeswiese . . .
So sternklar war noch keine Nacht wie diese.

Aus der Eichendorffromanze „Der Unbekannte"

Jene altgeliebte Dichterweise
Trug ich dir voll Liebe dienend zu;
Denn mir selber warst du nie ein andrer
Als der heimatlose [illegible]
Ruhelos wie ewig [illegible]
Zogst du einsam [illegible]
Noch im allerletzten [illegible]

Wer am Geist [illegible]
Sah ins Gipfel- [illegible]
Aller Einsamkeit . . . [illegible]
Deiner Augen dunkel[illegible]
War im Sterben noch [illegible]
Da erschienst du mir [illegible]
Sendungsstark in einem [illegible] . . .

Aber aus dem Lebensgeist [illegible]
Rosen riefst du: „Laß uns [illegible]
Menschen, die im Leben und [illegible]
Immer liebend Einsame geblieben,
Wo im Lichte dieses tiefen Liedes
Sehnsucht jeden Menschen-Sonderliedes
Sich dem G e i s t e als dem Haupt [illegible] . . ."

Kaum daß du dies Zeichenwort gegeben,
Quoll hervor aus allen Zimmerwänden
Fromm mit auf der Brust gekreuzten Händen
Eine Totenschar ins neue Leben . . .
Und es drängte all der Seelen jede
Sich am Feuerherde deiner Rede
Zu durchwärmen und ins Licht zu heben . . .

Aufwärts wiesest du mit Hand und Munde,
Schwangst dich hoch den Brüdern an die Spitze,
Während rings die Schwert- und Sonnenblitze
Deines Engelfürsten dich umsprangen . . .
Meine liebsten Toten sah im Bunde
Ich mit dir im fernen Gloriengrunde
Wie vom Christ-Erlöser selbst empfangen . . .

Blicke nach dem Fernen Osten

Der Islam in Japan

Bei der Einweihung der muhammedanischen Moschee, die jetzt in Tokio, wie vorher in Kobe, errichtet worden ist, sagte Mian 'Abd el-Aziz: „Japan ist auf dem Wege zur Verwirklichung des großen asiatischen Reiches; der Islam bildet die Vorhut dieser Bewegung." Die „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" schreibt dazu: „Je mehr Japans großasiatische Pläne sich nach dem Westen erstrecken, sich über Mandschurei und Mongolei hinaus Innerasien nähern, um so mehr kann der Islam eine wichtige Stütze bilden, sowohl als Bindeglied der Einheit, wie auch als Bewahrer der Ordnung gegenüber kommunistischen Bestrebungen. (‚En terre d'Islam' 1936, 119)

Ergänzend schreibt in der ‚Indian Review' ein Mitarbeiter: ‚Was mich sehr überraschte, als ich zu Anfang dieses Jahres in Japan war, das war das große Interesse, das die Japaner am Mohammedanismus nehmen. Als ich vor dem Kriege dort war, traf ich kaum japanische Mohammedaner, diesmal aber begegnete ich einer recht ansehnlichen Zahl. In Tokio ist unter der Leitung des Imam Khurbangali ein gutes islamisches Seminar errichtet; von hier aus wird überallhin gute islamische Literatur verbreitet. Vor dem Kriege traf man kaum einen Japaner, der Arabisch, Persisch oder Türkisch konnte, und es gab an den japanischen Universitäten keine Lehrstühle für diese islamischen Sprachen. Heute aber sind zahlreiche Japaner mit diesen Sprachen vertraut.'

Katholische Kirche und Kaiserkult in Japan

Die Katholische Kongregation für die Verbreitung des Glaubens hat an den apostolischen Delegaten von Japan, Monsignore Marella, ein Schreiben gerichtet, das wieder einmal mehr die kluge Anpassungsfähigkeit der katholischen Kirche beweist. In dem Schreiben heißt es:

„Daher hat die Kongregation für die Verbreitung des Glaubens die ganze Frage reiflich erwogen und in der Generalversammlung vom 18. Mai beschlossen, folgende praktische Richtlinien festzulegen.

1. Die Bischöfe des japanischen Kaiserreiches sollen die Gläubigen darüber unterrichten, daß die Staatsbehörden (wie es aus verschiedenen ausdrücklichen Erklärungen hervorgeht) und ebenso die meisten gebildeten Leute den üblichen Feierlichkeiten in den vom Staat verwalteten Shintotempeln einzig die Bedeutung der Vaterlandsliebe und kindlichen Ehrfurcht vor der Kaiserlichen Familie und den Wohltätern des Landes beimessen. Diese Handlungen haben darum heute einen rein staatsbürgerlichen Wert, und es ist den Katholiken erlaubt, an ihnen teilzunehmen und sich gleich den andern Bürgern zu benehmen. Sie müssen allerdings ganz offen ihre eigne Haltung erklären, sobald dies zur Vermeidung falscher Auslegungen ihrer Handlungsweise notwendig erscheint.

2. Gleicherweise können die Bischöfe erlauben, daß die Gläubigen gleich allen andern an den Beerdigungen und Heiraten, sowie an sonstigen bürgerlichen Feiern, die das japanische Gesellschaftsleben vorschreibt, teilnehmen dürfen, wenn diese Handlungen, mögen sie auch heidnisch-religiösen Ursprungs sein, durch die örtlichen Gewohnheiten und nach allgemeiner Ansicht der Leute heute nur mehr Zeichen der Höflichkeit und gegenseitiger Zuneigung darstellen. Dabei müssen die Gläubigen, wenn es notwendig ist, ihre eigne Auffassung darlegen, wie es schon oben erwähnt wurde."

„Existentielle Kultur" in Japan

Der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft" entnehmen wir folgenden Bericht:

„In der im Dienst des japanischen Kulturbundes stehenden Zeitschrift ‚Cultural Nippon' befindet sich ein Aufsatz über die ‚Gyo'-Kultur Japans, was in Klammern mit ‚existentieller' Kultur übersetzt wird, in dem der Verfasser Michiji Ichikawa diese Kultur Japans zu einer Art Grundlage einer Weltkultur erheben will. Er behandelt zunächst die beiden vorhandenen Typen der Weltkultur, die er als westlich-materialistisch-wissenschaftliche und östlich-spirituelle Logos-Kultur unterscheidet und knüpft daran die Frage, ob eine Amalgamierung der beiden zu einer ‚totalen Weltexistenz' möglich sei. Er beantwortet das bejahend im Sinne der japanischen Gyo-Kultur, die im wesentlichen drei Stücke umfaßt:

1. wortloses Tathandeln statt Rede- und Empfindungsfülle; eine Neugestaltung aus Gesamtschau des Wissens statt aus der Einzelschau von Wissenschaften;

2. eine Synthese von Rückschauen und Produzieren, eine Harmonie der Gegenpole, auch im Sexuellen, das ihm im Westen zu künstlich und sophistisch oder ganz verdrängt erscheint; zwar will er nicht Polygamie fordern oder Ehescheidungen erleichtern, aber er sieht im Sexuellen eben doch reine Natur- und Paarungsordnung;

3. Ehrfurcht in Bewußtsein und Haltung zum Göttlichen, zum Tenno und zu den Eltern, denn das Göttliche lebt in allen und in allem; je schweigender der Mensch dabei ist, je empfänglicher wird er für das Reden der Gottheit; der Mensch ist nichts, die Gottheit ist alles; jedenfalls müssen die vertikalen Beziehungen die herrschenden sein."

Christentum der Zukunft in Japan

Gefesselt und nachdenklich gemacht haben uns zwei Äußerungen aus dem Fernen Osten, die wir in einem Aufsatz von Devaranne finden. Die erstere ist von Kagawa, dem bedeutendsten Gegenwartschristen in Japan. Die zweite ist von Uchimura, dem nun schon Verstorbenen, dessen Bekehrungsschrift vor Jahrzehnten großes Aufsehen erregt hat.

Kagawa schreibt: „Die ganze Schöpfung ist mein; mein Leben dringt durch zu dem Herzen jedes geschaffenen Dinges; in der Küche ist es eins mit dem Geist des Feuers, des Wassers und des flammenden Rostes. Alle Dinge sprechen mich an, ich bin mit allem verschmolzen. Der heilige Fuji und die japanischen Alpen sind bloß Falten auf meinem Antlitz; der Atlantik und Pazifik sind meine Gewänder; die Erde bildet einen Teil meines Fußschemels; ich halte das Sonnensystem in meiner Hand; ich streue Millionen von Sternen über den Himmel; die ganze Schöpfung ist mein, Gott warf sie mir zu, als er mir Christus gab."

Uchimura schreibt: „Mein Werk? — Es ist bereits getan worden! Wann und wo? — Einmal vor ungefähr 1900 Jahren am Kreuz auf Golgatha außerhalb der Stadt Jerusalem! Durch wen? — Nicht durch mich, sondern durch meinen Herrn und Erlöser, der an meiner Statt für meine Sünden gelitten hat und gestorben ist! — Was habe ich denn noch zu tun? — Ich blicke nur noch mit meinen geistigen Augen nach ihm, und während ich hinschaue, kommt eine neue Kraft in mich hinein und macht mich zu seinem Instrument und tut in mir und durch mich das, was in den Augen meines himmlischen Vaters wohlgefällig ist."

Wir sehen mit Interesse, wie die asiatische Naturverbundenheit sich in solchen Äußerungen verbindet mit einem Hineinwachsen in das Weltall-Ich des Christus.

Friedrich Rittelmeyer

Bezugspreise und Postscheckkonten nebenstehend. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann (außer wenn Rückporto beiliegt) eine Gewähr nicht übernommen werden. Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Friedrich Rittelmeyer, Stuttgart 13. Für die Anzeigen verantwortlich: Ernst Rathgeber, Stuttgart. D.A. I. Vj. 1937: 7366. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 4. Druck: Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart. Verlag: Verlag Urachhaus, Stuttgart 13.